

Johannes Hürter

„Es herrschen Sitten und Gebräuche, genauso wie im 30-jährigen Krieg“

Das erste Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges in Dokumenten des Generals Gotthard Heinrici

In der heftigen Diskussion, die seit einigen Jahren um den Anteil der Wehrmacht an NS- und Kriegsverbrechen in der Sowjetunion geführt wird, droht die Generalität etwas aus dem Blick zu geraten, ehe sie überhaupt richtig in das Gesichtsfeld der Forschung gekommen ist. Dabei besaßen die Generäle eine Schlüsselposition und verfügten über das Schicksal von vielen Millionen Soldaten und Zivilisten. Besonders die kleine Elite der obersten Heereskommandeure an der Ostfront – der Oberbefehlshaber der Heeresgruppen und Armeen, der Befehlshaber der Panzergruppen, der Kommandierenden Generäle der Armeekorps und der Befehlshaber der rückwärtigen Heeresgebiete – wurde noch nicht ihrer Bedeutung für die Kriegführung und Besatzungspolitik im deutsch-sowjetischen Krieg entsprechend beachtet und analysiert. Zwar werden immer wieder die berühmtesten Befehle eines Reichenau, Manstein und manches anderen als Belege herangezogen, doch weiß man über diese Generäle und ihre Mentalität nach wie vor wenig oder nichts. Neben militärischer Erbauungsliteratur und flüchtigen Skizzen liegt nur eine verschwindend geringe Zahl wissenschaftlicher Biographien oder Editionen vor¹. Überhaupt blieb die private Überlieferung dieses Personenkreises bisher weitgehend ungenutzt und unausgewertet. Fast scheint es so, als sei die Erforschung von Denken und Handeln der Generäle als „Geschichte von oben“ verpönt. Doch gerade diese Übersicht von oben ist eine sinnvolle Ergänzung der Geschichte des „einfachen Soldaten“ und der Mikrostudien über einzelne Einheiten oder Räume.

General der Infanterie Gotthard Heinrici war zuerst Kommandierender General eines Armeekorps, dann ab Januar 1942 Oberbefehlshaber einer Armee im mittleren Abschnitt der Ostfront. Sein Privatnachlass ist einer der umfangreichs-

¹ Vgl. Generalfeldmarschall Wilhelm Ritter von Leeb. Tagebuchaufzeichnungen und Lagebeurteilungen aus zwei Weltkriegen. Aus dem Nachlass hrsg. u. mit einem Lebensabriss versehen v. Georg Meyer, Stuttgart 1976; Charles Messenger, *The Last Prussian. A Biography of Field Marshal Gerd von Rundstedt 1875–1953*, London [u.a.] 1991; Christoph Clasen, *Generaloberst Hans-Georg Reinhardt*, Stuttgart 1996. Zwei biographische Sammelwerke enthalten einige knappe Lebensskizzen unterschiedlicher Qualität: *Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen*, hrsg. v. Ronald Smelser u. Enrico Syring, Berlin/Frankfurt a.M. 1995; *Hitlers militärische Elite*, hrsg. v. Gerd R. Ueberschär, 2 Bde., Darmstadt 1998.

ten und reichhaltigsten Bestände eines Wehrmachtsgenerals². Um so erstaunlicher ist, dass diese Quelle noch überhaupt nicht beachtet wurde und Heinrici zu den vergessenen Generälen des deutsch-sowjetischen Krieges zählt³. Seine zahlreichen, zeitweise täglichen persönlichen Aufzeichnungen über den Feldzugsverlauf geben ein dichtes Stimmungsbild aus der Sicht eines hohen militärischen Befehlshaber, wie es bisher aus der Gruppe der Korps- und Armeeführer noch nicht vorlag⁴. Nachfolgend werden Auszüge der Briefe und Tagebücher Heinricis aus der Vorbereitungsphase des „Unternehmen Barbarossa“ und dann vor allem aus dem in jeder Hinsicht richtungsweisenden ersten Jahr des Ostfeldzuges veröffentlicht – vom deutschen Überfall am 22. Juni 1941 über den Vormarsch der Wehrmacht im Sommer und Herbst, den „Halt“ vor Moskau, die sowjetische Gegenoffensive bis zum Ende der russischen Angriffe im Mai 1942. Dieses Jahr war die aktivste und wichtigste Phase der deutschen Kriegführung in der Sowjetunion. Alle Formen dieses Krieges wurden bereits hier sichtbar: der Bewegungskrieg wie der Stellungskrieg, die Offensive wie die Defensive, der Vorstoß wie der Rückzug, die „verbrannte Erde“ wie der Partisanenkrieg. In diesem Jahr wurden alle Zivilisationsbrüche und Verbrechen begründet und in die Wege geleitet: die Radikalisierung auf dem Gefechtsfeld, die Unterversorgung der Kriegsgefangenen, die wirtschaftliche Ausbeutung, die verfehlte Behandlung der Zivilbevölkerung, die Ermordung der Juden. In dieser Zeit wurden Weichen gestellt, die in ihrer Wirkung über den Zweiten Weltkrieg hinausreichen. Neben der Katastrophe von Stalingrad sind es vor allem die ersten zwölf Monate, die unsere Erinnerungen an diesen schrecklichen Krieg bis heute prägen. Allein das rechtfertigt schon die Konzentration auf diesen Zeitraum.

Die Aufzeichnungen Heinricis aus dem deutsch-sowjetischen Krieg sind für das erste Jahr, welches er durchgehend an der Ostfront erlebte, besonders dicht. Er war sich der großen Bedeutung der Ereignisse bewusst und suchte seinen Anteil an ihnen zu dokumentieren. Der General erinnerte seine Frau mehrmals daran, dass die ihr gesandten Briefe, Berichte und Tagebücher „Dokumente“ seien

² Der Nachlass Gotthard Heinrici befindet sich als Bestand N 265 im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. Br. (künftig: BA-MA) und umfasst 161 Bände mit Dokumenten aus allen seinen Lebens- und Dienstzeiten.

³ Eine Ausnahme bilden die populärwissenschaftlichen, auf Tatsachenberichten beruhenden Darstellungen der „Schlacht um Berlin“ im März/April 1945, in denen Heinrici eine Hauptrolle spielt und durchweg als besonnener, fähiger, aber unpolitischer General geschildert wird. Vgl. vor allem Cornelius Ryan, *Der letzte Kampf*, München/Zürich 1966, der sich auf Gespräche mit Heinrici und von diesem zur Verfügung gestellte Unterlagen stützen kann.

⁴ Dagegen sind die Tagebücher von zwei Heeresgruppen-Oberbefehlshabern publiziert: Leeb, *Tagebuchaufzeichnungen*; Generalfeldmarschall Fedor von Bock, *Zwischen Pflicht und Verweigerung. Das Kriegstagebuch*, hrsg. v. Klaus Gerbet, München/Berlin 1995. Aus einem Armeeoberkommando liegen bisher lediglich einige Briefe des 1. Generalstabsoffiziers der 4. Armee (Oktober 1941–Oktober 1942) vor: Hellmuth Stieff, *Briefe*, hrsg. u. eingel. v. Horst Mühleisen, Berlin 1991, S. 129–158. Die veröffentlichten dienstlichen „Fahrtberichte“ aus einem dem Verband Heinricis zeitweise benachbarten Infanteriekorps sind weniger für die Mentalität des Kommandierenden Generals Weisenberger als für dessen Führung und den Gefechtsverlauf aufschlussreich: „Fahrtberichte“ aus der Zeit des deutsch-sowjetischen Krieges 1941. *Protokolle des Begleitoffiziers des Kommandierenden Generals LIII. Armeekorps*, eingel. u. hrsg. v. Walther Lammers, Boppard a.Rh. 1988.

und daher gut verwahrt werden müssten⁵. Er scheint jede freie Minute genutzt zu haben, um seine Eindrücke und sein militärisches Handeln festzuhalten. Er bediente sich dabei drei verschiedener Formen. Die handschriftlichen *Briefe an seine Frau* sind für den gesamten Zeitraum überliefert, zeitweise täglich und selbst in den aufreibendsten Krisenzeiten nicht mit mehr als wenigen Tagen Unterbrechung. Im ersten halben Jahr des Feldzugs nahm er sich daneben die Zeit, ein handschriftliches persönliches *Kriegstagebuch* zu führen und seiner Familie ein- bis zweimal im Monat einen längeren maschinenschriftlichen *Kriegsbericht* zu geben. Das Tagebuch konzentriert sich auf den militärischen Verlauf und enthält daher ganz überwiegend Gefechtsberichte, hin und wieder aber auch allgemeine Eindrücke. Die Kriegsberichte sind Sammelberichte über seine Kriegserlebnisse und bringen neben Zusammenfassungen der militärischen Lage zahlreiche Beobachtungen über „Land und Leute“. In den Briefen an seine Frau überwiegen dagegen zunächst private Angelegenheiten, die aber teilweise durch kurze Reflexionen über den Krieg unterbrochen werden. Im Laufe der Krisentage des Dezember 1941 musste Heinrici jedoch diese dreiteilige Überlieferung aufgeben und fand nur noch Zeit für die Briefe an seine Frau, die nun stärker als zuvor zu allgemeinen Stimmungsberichten über die militärische Situation wurden. Das änderte sich auch nicht, als Heinrici von Januar bis März 1942 daneben auch wieder zu Tagebuchaufzeichnungen kam.

Aus diesen Quellen wurden die Textpassagen ausgewählt, die für die Wahrnehmung des Krieges durch Heinrici am aufschlussreichsten sind. Betrachtungen über Krieg, Politik und das besetzte Land wurden dabei stärker berücksichtigt als die Schilderung einzelner Gefechte oder militärischer Details. Eins ist jedoch zu beachten: Mentalität und Kriegswahrnehmung sind das eine, Handeln und Kriegswirklichkeit das andere. Letzteres bleibt einer größeren Untersuchung vorbehalten, die neben der privaten Überlieferung auch das gesamte dienstliche Material heranziehen muss und sich außerdem nicht nur auf einen General beschränken darf⁶. Den Dokumenten sollen zunächst die notwendigen Hinweise zur Biographie und Mentalität Heinricis sowie einige Überlegungen zur Einordnung der Quellentexte vorangestellt werden.

1. Lebens- und Karrieredaten

Gotthard Heinrici wurde am 25. Dezember 1886 als Sohn des evangelischen Geistlichen Paul Heinrici in Gumbinnen geboren⁷. Nach dem Abitur am Fried-

⁵ Vgl. etwa den Brief an seine Frau, 24. 1. 1942, in: BA-MA, N 265/156, Bl. 16: „Hebe alle diese Blätter sorgsam auf. Es sind Dokumente.“

⁶ Nachtrag: Vgl. inzwischen Johannes Hürter, *Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42*, München 2006. Eine erweiterte Buchfassung des vorliegenden Beitrags ist vergriffen: Johannes Hürter, *Ein deutscher General an der Ostfront. Die Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici*, Erfurt 2001. Der Autor bereitet eine Edition der Papiere Heinricis vom Ersten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik vor.

⁷ Die folgenden Daten wurden überwiegend Heinricis Personalakte entnommen, in: BA-MA, Pers 6/30. An knappen biographischen Abrissen liegen vor: Hans Möller-Witten, Gotthard Heinrici, in: Ders., *Mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz. Aus dem Leben von zwanzig vorbildlichen Soldaten*,

richs-Gymnasium verließ er seine ostpreußische Heimatstadt, um am 8. März 1905 dem Königlich preußischen 6. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 95 in Gotha, Coburg und Hildburghausen als Fahnenjunker beizutreten. Der Erste Weltkrieg brachte den jungen Oberleutnant in die unterschiedlichsten Stellungen des Front-, Etappen- und Stabsdienstes. Zunächst sammelte er als Bataillons- und Regimentsadjutant, als Kompanie- und Bataillonsführer sowie als Brigadeadjutant zwei Jahre lang Fronterfahrungen im Bewegungs- wie im Stellungskrieg. Heinrich war an den Kämpfen in Belgien (August/September 1914), Ostpreußen und Polen (September 1914–September 1915) und Nordfrankreich (September 1915–September 1916), u. a. bei Verdun (Höhe 304), beteiligt und erhielt für seinen Einsatz an der Ostfront beide Klassen des Eisernen Kreuzes. Nach diesen Frontverwendungen begann seine Generalstabsausbildung im Quartiermeisterdienst bei Front- und Etappenstellen in Polen, Ungarn, Rumänien und an der Westfront, bevor er nach erfolgreichem Abschluss des „Sedan-Kurses“, der kriegsbedingten Kurzausbildung für Generalstäbler, am 28. Februar 1918 zum 1. Generalstabsoffizier der 203. Division an der Westfront ernannt wurde. In diesem Stab erlebte er die dramatische militärische Entwicklung von der Peripetie des Krieges in der „Großen Schlacht von Frankreich“ über die Abwehrkämpfe bis zur Kapitulation und Demobilisierung.

Anfang 1919 nach Ostpreußen zurückgekehrt, wurde Heinrich ab Februar 1919 als Stabsoffizier im Generalkommando I in Königsberg wiederverwendet. Seine weiteren Stationen in der Reichswehr waren: Taktiklehrer in der „Führergehilfen“- , d. h. Generalstabs-Ausbildung in Königsberg (Oktober 1920–September 1924), Kompaniechef in Schwäbisch Gmünd (September 1924–September 1927), Referent in der Heeres-Organisationsabteilung des Reichwehrministeriums (Oktober 1927–September 1930), Bataillonskommandeur in Osterode/Ostpreußen (Oktober 1930–September 1932), 1. Generalstabsoffizier beim Gruppenkommando I in Berlin (Oktober 1932–Januar 1933) und schließlich Abteilungsleiter im Reichswehr- bzw. Reichskriegsministerium (Februar 1933–Oktober 1937). In diesen Jahren des für einen Generalstäbler typischen Wechsels von Truppen-, Stabs- und Ministerialdiensten stieg er vom Hauptmann bis zum Oberst (1. März 1933) auf. In den Hochrüstungs- und Kriegszeiten verkürzten sich die Beförderungsintervalle erheblich: 1. Januar 1936 Generalmajor, 1. März 1938 Generalleutnant, 1. Juni 1940 General der Infanterie, 1. Januar 1943 Generaloberst, eine zwar nicht spektakuläre, aber gute Karriere, die allerdings in den ersten beiden Kriegsjahren am „Makel“ nur weniger Bewährungen im Kampf litt. Die 16. Infanteriedivision mit Standort in Münster, die Heinrich seit dem 12. Oktober 1937 führte, wurde während des Polenfeldzugs zur Sicherung der Westgrenze in der Heimat belassen. Nach einer kurzen stellvertretenden Führung des VII. Armeekorps (Februar 1940) übernahm Heinrich am 8. April 1940 ebenfalls stellvertretend das XII. Armeekorps, das dann im Westfeldzug südlich von Saarbrücken die Maginotlinie durchbrach.

Am 18. Juni 1940 wurde Heinrici Kommandierender General des XXXXIII. Armeekorps, das fast kampflos nach Südfrankreich (Bourges) vorrückte und nach dem Waffenstillstand vom 22. Juni im Raum Le Havre-Bayeux (später bis zum Mont St. Michel) das „Unternehmen Seelöwe“, die deutsche Invasion Englands, vorbereitete. Im April 1941 kam das Generalkommando von der Kanal-küste nach Polen, um am Angriff auf die Sowjetunion teilzunehmen. Dieser Feldzug wurde für Heinrici und seinen Verband zur großen Bewährungsprobe⁸. Zunächst der 4. Armee (Kluge), dann ab 4. Juli der 2. Armee (Weichs) unterstellt, kämpfte sich das Korps von der Buglinie nördlich Brest-Litovsk bis Ende Juli an die Berezina nahe Bobrujsk vor, überschritt dann in nur zwei Tagen, am 10. und 11. August, diesen Fluss und den Dnepr und ermöglichte damit den Kessel von Gomel. Für diese Leistung erhielt Heinrici das Ritterkreuz. Anschließend beteiligte sich das Korps an der Kesselschlacht von Kiev, bevor es Ende September in die Gegend nordwestlich von Brjansk verlegt wurde und die nördliche Umfassung der Brjansker Front einleitete. Nach der erfolgreichen Doppelschlacht von Vjaz'ma-Brjansk ging das Korps nach Lichvin an der Oka vor, ehe die Schlammperiode in der zweiten Oktoberhälfte den Vormarsch stoppte. Bei Eintritt des Frostes Anfang November wurde die Offensive im Verband der 2. Panzerarmee (Guderian) auf Tula und Moskau fortgesetzt, führte noch zur Einnahme Aleksins, brach dann aber am 5. Dezember endgültig zusammen. Es folgten Abwehrkämpfe unter katastrophalen Bedingungen, die das Korps an den Rand der Vernichtung brachten, und die Rücknahme im Dezember zunächst auf Kaluga, dann im Januar auf Juchnov. Hier entbrannten die monatelangen Kämpfe um die „Rollbahn“, die Hauptnachschiebstraße in Richtung Moskau, und gegen die drohende Einkesselung.

Die Verteidigung der „Rollbahn“ war auch die wichtigste Aufgabe der 4. Armee, der das Korps seit dem 19. Dezember 1941 wieder unterstellt war und mit deren Führung Heinrici am 20. Januar 1942 überraschend betraut wurde. Der neue Oberbefehlshaber zeigte sich als der wohl fähigste Defensivspezialist im Mittelabschnitt der Ostfront. Zunächst musste der Raum um Spas-Demensk, dem Armeehauptquartier, gegen die bis Mai 1942 anhaltenden heftigen Angriffe der Roten Armee gehalten werden. Das gelang trotz zahlreicher Einbrüche und im Rücken auftauchender Feindkräfte. Der Abwehr der russischen Offensive folgte ein Jahr relativer Ruhe, ehe die 4. Armee seit Sommer 1943 erneut ständig von der Roten Armee attackiert wurde. Sie überstand alle Angriffe, zunächst in der bereits im März 1943 bezogenen „Büffelstellung“, dann seit Oktober 1943 in der „Pantherstellung“ bei Orša an der Autobahn nach Moskau. Doch alle Abwehrerfolge in den „Rollbahnschlachten“ konnten das Ende der 4. Armee nur verzögern, nicht verhindern. Im Juni 1944 wurde sie zusammen mit der Heeresgruppe Mitte vernichtet. Heinrici war kurz zuvor erkrankt, so dass er seine Armee in ihrem letzten Kampf nicht persönlich führen konnte.

⁸ Zum militärischen Verlauf des Ostfeldzugs vom deutschen Angriff bis zum ersten Überstehen der großen Winterkrise im Februar 1942 vgl. Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg (künftig: DRZW), hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 4: Horst Boog [u. a.], Der Angriff auf die Sowjetunion, Stuttgart 1983, S. 451–652 (Beitrag Ernst Klink). Vgl. auch Klaus Reinhardt, Die Wende vor Moskau. Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42, Stuttgart 1972.

Am 16. August 1944 wurde der wiedergenesene Generaloberst zum Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee berufen und bewährte sich bei den hinhaltenden Abwehrkämpfen in Ungarn und Mähren. Wegen seiner langjährigen Erfahrungen in der Defensive beauftragte man ihn am 20. März 1945 mit der Führung der Heeresgruppe Weichsel, die an der Oder den Angriff der Roten Armee auf Berlin stoppen sollte. Mit dieser Aufgabe war auch Heinrici überfordert. Nach dem Zusammenbruch der Oderfront und Meinungsverschiedenheiten mit dem OKW wurde er am 29. April auf eigenen Wunsch seines Postens enthoben. Heinrici setzte sich nach Schleswig-Holstein ab und geriet am 28. Mai bei Flensburg in britische Kriegsgefangenschaft, aus der er im Mai 1947 nach Deutschland zurückkehrte. Gotthard Heinrici starb am 10. Dezember 1971 in Karlsruhe.

2. Prägungen

Das Verhalten der deutschen Generalität im Krieg gegen die Sowjetunion ist nicht von bestimmten Dispositionen zu trennen, die sich in verschiedenen Etappen der Sozialisation im Kaiserreich, im Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit entwickelten. In der Medizin bezeichnet die Disposition die Anfälligkeit des Menschen für eine Krankheit und bildet einen wesentlichen Gegenstand der Ursachenforschung. Entsprechend muss der Historiker fragen, welche Anlagen dafür bestanden, dass eine konservative und traditionelle Elite wie die Wehrmachtsgeneralität die nach und nach jeden traditionellen Rahmen sprengende, zu Verbrechen übergehende nationalsozialistische Kriegspolitik und Kriegführung nicht nur hinnahm, sondern mittrug. Herkunft, Laufbahn und Erfahrung prägten ein politisches und militärisches Denken, das die Einstellung zu Diktatur und Krieg entscheidend beeinflusste. Diese Voraussetzung des Handelns der Generäle wurde bisher noch nicht systematisch und umfassend untersucht⁹. Auch der vorliegende Beitrag kann nur – als Ergänzung und zum besseren Verständnis der abgedruckten Dokumente – einige Hinweise zur Mentalität eines oberen Heereskommandeurs an der Ostfront geben, wobei sich allerdings viele grundsätzliche Merkmale in der individuellen Biographie finden lassen.

Wie die meisten der im Juni 1941 ein Korps, eine Armee oder eine Heeresgruppe in die Sowjetunion führenden Generäle wurde Heinrici in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts geboren, war protestantischer Preuße und entstammte der staatstragenden Schicht aus Geblüt und Besitz, Bürokratie und Militär, Kirche

⁹ Selbst die Standardwerke von Manfred Messerschmidt (*Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination*, Hamburg 1969) und Klaus-Jürgen Müller (*Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933–1940*, Stuttgart 1969) bieten keine umfassende Analyse der Mentalitäten und berücksichtigen überdies die Generäle in Kriegsministerium, OKW und OKH ungleich stärker als die „Troupiers“. Allerdings geben sie bereits einige grundlegende Erklärungsmodelle, etwa das von der „Teilidentität der Ziele“ (Messerschmidt). Vgl. daneben die instruktiven, auf das Offizierskorps bezogenen Aufsätze: Klaus-Jürgen Müller, *Armee und Drittes Reich. Versuch einer historischen Interpretation*, in: Ders., *Armee, Politik und Gesellschaft in Deutschland 1933–1945. Studien zum Verhältnis von Armee und NS-System*, Paderborn 1979, S. 11–50; Bernhard R. Kroener, *Strukturelle Veränderungen in der militärischen Gesellschaft des Dritten Reiches*, in: *Nationalsozialismus und Modernisierung*, hrsg. v. Michael Prinz u. Rainer Zitelmann, Darmstadt 1994, S. 267–296.

und Bildung. Sein Vater war evangelischer Pfarrer in Ostpreußen, avancierte später bis zum Generalsuperintendenten und trat im Ersten Weltkrieg „aus tiefster vaterländischer Überzeugung“ dem Alldeutschen Verband bei¹⁰. Heinrich lebte von der Geburt bis zum Abitur in der Beamten- und Garnisonsstadt Gumbinnen. Das kleinstädtische Milieu im agrarischen Grenzland nahe dem Zarenreich bestimmte seine frühe politische Sozialisation. Heinrich selbst beschrieb diese Einflüsse später als konservativ, national, monarchisch, kirchentreu und wegen des Fehlens einer Industrie fernab jeder sozialistischen Ideen¹¹. Hinzu kamen die regionalen antislawischen Ressentiments und wohl auch ein latenter Antisemitismus, wie er gerade in ostelbischen Klerikerkreisen verbreitet war. Eine wesentliche Sorge der ostpreußischen Bevölkerung war die „Russengefahr“, die Heinrich ebenso im Gedächtnis blieb wie die in der Schulaula aufgehängte Reproduktion des bekannten von Wilhelm II. entworfenen Bildes „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!“, das eigentlich gegen die „gelbe Gefahr“ während des Boxerkrieges gerichtet war, in Ostpreußen aber auch eine Spitze gegen das „halbasiatische“ Russland bekommen musste¹².

Die beiden weiteren wesentlichen Sozialisationsabschnitte waren die Erziehung im Kaiserlichen Heer und das Kriegs- und Revolutionserlebnis 1914–1919. Während die fast zehnjährige Ausbildung in seinem preußischen Regiment die konservativ-monarchischen Anlagen festigten und um ein elitäres Standesbewusstsein ergänzten, wurden die im Frieden verinnerlichten militärischen und politischen Grundwerte in Krieg und Revolution auf eine harte Probe gestellt. Der Erste Weltkrieg war für Heinrich und seine Offiziersgeneration das Schlüsselerlebnis¹³. Heinrich lernte die verwirrende Vielfalt des modernen Krieges an allen Brennpunkten im Westen und Osten kennen. Dabei sind für seinen späteren Einsatz in der Sowjetunion vor allem drei Erfahrungen bemerkenswert.

Heinrich sah sich im September 1914 mit einem Schreckgespenst seiner Kindheit, der „Russengefahr“, konfrontiert, als sein Regiment an der Verfolgung der sich aus Ostpreußen zurückziehenden russischen Truppen beteiligt wurde. In den befreiten ostpreußischen Gebieten zeigten sich „Bilder von blindwütiger Zerstörung und sinnloser Vernichtung, wie wir sie niemals für möglich gehalten hatten“, ein schockierender Eindruck, der alle Vorbehalte gegen die „barbarischen“ Russen zu bestätigen schien¹⁴. Diese Empfindung verstärkte sich noch beim Über-

¹⁰ Erinnerungen Heinrichs „Der Krieg“, 1960, in: BA-MA, N 265/23, Bl. 6.

¹¹ Erinnerungen Heinrichs an seine Schulzeit, 1960, in: BA-MA, N 265/24, Bl. 26f.

¹² Ebenda, Bl. 20 bzw. 27. Vgl. ebenda, Bl. 20: „Wenn es auch sicher kein Kunstwerk war, so hat es doch schon Dinge vorausgeahnt, denen wir uns ½ Jahrhundert später gegenübergestellt sahen.“

¹³ Heinrich betonte später (1960) in seinen Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg, „daß ich während des Krieges voll und ganz mit meinen persönlichen Erlebnissen beschäftigt war, die heute noch deutlich in meinem Gedächtnis haften“. In: BA-MA, N 265/23, Bl. 1.

¹⁴ Ebenda, Bl. 2. Diese Eindrücke bestimmen auch seine anderen Erinnerungen an diese Zeit, vgl. „Meine dienstliche Verwendung im 1. Weltkrieg“, ca. 1960, in: Ebenda, Bl. 57f.; „Wiedersehen mit Gumbinnen“, 1960, in: BA-MA, N 265/24, Bl. 42–45. Vgl. etwa ebenda, Bl. 44: „Auch Morde oder Verschleppung der Besitzer sollen vorgekommen sein. Jedenfalls hatte die feindliche Besatzung Spuren hinterlassen, die zeigten, wie grundlegend sich ihre Auffassungen von den unseren unterschieden.“ In der Rückschau meinte Heinrich aber auch („Der Krieg“, in: BA-MA, N 265/23, Bl. 3): „Nun waren die Russen des 1. Weltkrieges im Vergleich zu ihren bolschewistischen Nachkommen des 2. Weltkrieges noch zahme Gesellen.“

schreiten der russischen Grenze und Einmarsch in den Ort Vladislavov¹⁵: „Was wir aber dort an ‚Kultura‘ vorfanden, erschütterte uns zutiefst. Kaftanjuden mit Ringellöckchen, niedrige Häuser, Kaufläden, deren Holzläden mit den feilgebotenen Waren primitiv bemalt waren (weil die Käufer Analphabeten waren), keine Bürgersteige, kurz so hatten wir uns Rußland nicht vorgestellt.“ Seine Kampfeinsätze in den kommenden Monaten und Jahren in Polen vermochten an diesem ersten Eindruck vom tapferen, aber „primitiven“ Russen, von der Rückständigkeit slawischer Kultur und einem unwirtlichen Land¹⁶ nichts zu ändern.

Dass die Schrecken des modernen Krieges nicht auf die Schlacht und die Kombattanten beschränkt blieben, sondern auch das Hinterland und die Zivilbevölkerung erfassten, erlebte Heinrici nicht nur in seiner ostpreußischen Heimat. Seine Tätigkeit als Nachschuboffizier in Rumänien brachte ihn 1917 mit grundlegenden Problemen der Besatzungspolitik in Berührung. Besonders beeindruckt zeigte er sich von der teilweise katastrophalen Ernährungslage in den von Flüchtlingen überfüllten Dörfern. Der Entschluss der Besatzungsmacht, in einem dieser Dörfer die Frauen und Kinder unter den Flüchtlingen von den Männern zu trennen und abzutransportieren, stieß bei ihm zwar auf moralische Bedenken, wurde gleichzeitig aber gerechtfertigt. „Es bedeutet, der Familie ihren Ernährer nehmen, sie ins Unbekannte schicken und den Mann zurückbehalten. Das ist für die Leute sehr grausam. An unseren eigenen Landsleuten ausgeführt, würden wir ihn sicher Barbarismus nennen. Wir brauchen jedoch die männliche Arbeitskraft zur Bestellung der Felder im Frühjahr. Die Burschen können uns manchen Morgen beackern, der der Heimat zu gut kommt. Das ist wertvoller, als wenn einige Frauen und Kinder in Rumänien verkommen.“¹⁷ Dieser aufschlussreiche Tagebucheintrag beschreibt dann eine Straße, an der einige Tage zuvor mehrere Zivilisten erfroren waren: „Dieser Krieg ist ja nicht zu vergleichen mit dem 30-jährigen. Ein Kinderspiel war es, was er vernichtete gegenüber dem heutigen Krieg.“ Der Bezug zum Dreißigjährigen Krieg zeigt den Rückfall in längst überwunden geglaubte Formen des Krieges. Nicht der auf den Exerzierfeldern und Manövern des Kaiserreichs geübte schulmäßige Kampf geordneter Schlachtreihen, sondern der blutige „technisch-industrielle“ Abnutzungskrieg, der die Ressourcen der Heimat verschlang und als Ausgleich die Ausbeutung der besetzten Gebiete ohne Rücksicht auf die fremde Zivilbevölkerung zu fordern schien, bestimmte das neue Kriegsbild¹⁸.

¹⁵ „Meine dienstliche Verwendung im 1. Weltkrieg“, ca. 1960, in: BA-MA, N 265/23, Bl. 59.

¹⁶ Vgl. ebenda, Bl. 61, über den Einsatz im Oktober 1914: „Wir erreichten jetzt selbst das Ufer der Weichsel und fanden dort eine Gegend vor, in der es nur Sand, verlauste Panjehütten, Sturm und Regen gab.“

¹⁷ Tagebuch Heinricis, 22. 2. 1917, in: BA-MA, N 265/8.

¹⁸ Zur Konfrontation mit dem „technisch-industriellen Krieg“ vgl. Müller, Armee. Vgl. auch die nach wie vor grundlegenden Studien von Michael Geyer, vor allem: Aufrüstung oder Sicherheit. Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924–1936, Wiesbaden 1980. Allerdings läuft Geyers stark politologisch und soziologisch ausgerichtete Argumentation manchmal in die Gefahr einer überspitzten und anachronistischen Thesenbildung. Dennoch geben die von ihm geprägten Begriffe einer „Industrialisierung“, „Entgrenzung“ und „Vergesellschaftung“ des Krieges recht gut den Kern der intensiven, in dem Schlagwort vom „totalen Krieg“ kulminierenden militärtheoretischen Diskussion der Zwischenkriegszeit wieder. Vgl. dazu Gerhard Förster, Totaler Krieg und Blitzkrieg. Die Theorie des totalen Krieges und des Blitzkrieges in der Militärdoktrin des faschistischen Deutschlands am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, Berlin [Ost] 1967; Uwe Bitzel, Die Konzeption des Blitzkrieges bei der deutschen Wehrmacht, Frankfurt a. M. [u. a.] 1991.

Heinrici selbst nennt diese Kriegführung „Barbarismus“, nimmt die Grenzüberschreitung vom traditionellen Kabinettskrieg zum „totalen“ Krieg der Völker, die ihn 1914 in Ostpreußen noch empört hatte, trotz allem spürbaren Unbehagen nun aber in Kauf. Auch dass die Auswirkung des Krieges auf das Hinterland schon im Ersten Weltkrieg an der Ostfront brutalere Züge annahm als an der Westfront, war – bei allen Unterschieden zwischen diesen Kriegen – eine Vorahnung auf den Zweiten Weltkrieg.

Der Zusammenhang von Front, rückwärtigen Gebieten und Heimat ist auch für die dritte in unserem Kontext interessante Erfahrung bedeutsam. Wie alle kaiserlichen Offiziere empfand auch Heinrici den in Kapitulation, Revolution und Republik mündenden Zusammenbruch des Kaiserreichs als Untergang seiner Welt. Bereits Mitte Oktober 1918 fürchtete er eine Revolution nach dem „Beispiel Rußland“¹⁹ und beklagte, „daß in wenigen Tagen, in denen wir ohne zu hören u. zu sehen im Kampf standen, unser ganzes altes Vaterland eingestürzt ist. Was soll das geben? Uns regiert jetzt eine Clique von Juden und Sozialisten, Leuten, denen die Internationale über alles geht.“²⁰ Damit schien der Sündenbock gefunden. Noch im hohen Alter empörte sich Heinrici über den „Dolchstoß“, über die sozialistische Zersetzung, die aus der Heimat über die Etappe schließlich auch ins kämpfende Heer eindrang²¹. Doch der „Bolschewismus“ drohte nicht nur im Innern, sondern auch von außen. Nach der Demobilisierung seiner Einheit eilte Heinrici Anfang 1919 nach Königsberg, um seine ostpreussische Heimat gegen Polen und die angeblich aus dem Baltikum anrückenden „Bolschewistischen Horden“ zu verteidigen²². Dieser Kampf blieb aus, aber Heinrici wurde sofort im Generalkommando in Königsberg wiederverwendet, war an der Ausschaltung der Marinevolkswehr am 3. März 1919 beteiligt, organisierte den Grenzschutz und plante die Zurückeroberung Posens, ehe die Unterzeichnung des Versailler Vertrags und die Politik der Reichsregierung zu seinem Ärger weitere Aktionen verhinderten²³. Doch zurück blieb das Selbstgefühl, nach Kriegsende in vorderster Front gegen den Bolschewismus und das in Ostpreußen nicht minder als Bedrohung empfundene „Slawentum“ gestanden zu haben.

Für die Generation und den Berufsstand Heinricis war der Erste Weltkrieg eine traumatische Erfahrung, die in den folgenden Jahren und Jahrzehnten bis zum Zweiten Weltkrieg und darüber hinaus nachwirkte. Sie führte zur entscheidenden Erkenntnis, dass der moderne Krieg nicht mehr allein das Geschäft des traditio-

¹⁹ Tagebuch Heinricis, 15. 10. 1918, in: BA-MA, N 265/8: „Nach dem Kriege können wir ein schönes Chaos bei uns erwarten und ich bin noch nicht sicher, ob das Beispiel Rußland bei uns nicht Schule machen wird.“

²⁰ Tagebuch Heinricis, 16. 10. 1918, in: Ebenda.

²¹ „Der Krieg“, 1960, in: BA-MA, N 265/23, Bl. 22: „Wir waren fassungslos! All unser Kämpfen, alle Siege, alle Aufopferung und alles Sterben für Deutschland war also vergeblich gewesen! Jetzt gaben die Sozialdemokraten durch diesen Dolchstoß dem Reiche Bismarcks den Rest. [...] Statt zur Sammlung aller Deutschen in diesem schwersten Augenblick aufzurufen, eröffneten sie den Klassenkampf.“ Zu den Auflösungserscheinungen im Heer vgl. ebenda, Bl. 22–26.

²² Vgl. hierzu und zu folgendem die Aufzeichnung Heinricis „Die Jahre nach dem 1. Weltkrieg in Königsberg“, ca. 1960, in: BA-MA, N 265/31, Bl. 1–20, Zitat Bl. 1.

²³ Vgl. das Tagebuch Heinricis, 27. 6. 1919, in: BA-MA, N 265/8, über die „Schuld der Regierung, die uns einfach fallen ließ“. „Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit war es eben, abzulehnen oder wenn sie unterschrieb, stillschweigend hier bei uns die Dinge geschehen zu lassen.“

nellen Kriegshandwerks war, sondern eine gewaltige Anstrengung der gesamten Volkskraft erforderte. Besonders wohl war den Militärs dabei nicht, gab es doch bereits im Ersten Weltkrieg Anzeichen dafür, dass diese Entwicklung zu schwer zu kontrollierenden, „verheerenden“ Kampfesformen zurückführte, die man durch die Ausbildung der europäischen „Kriegskunst“ im 18. und 19. Jahrhundert gebändigt zu haben glaubte. Aber gerade die jüngeren Offiziere fügten sich in die neuen Anforderungen. Diese „Kriegsnotwendigkeiten“ mussten schwerwiegende, auch politische Folgen haben. Zum einen legitimierten sie die Ausnutzung aller Vorteile, vor allem auch die rücksichtslose Ausbeutung der besetzten Gebiete, erst recht wenn sie von als „minderwertig“ eingeschätzten Völkern besiedelt wurden. Zum anderen traute man nur einer autoritären Staatsmacht zu, die ganze Nation für den Kampf straff zu organisieren und zusammenzuhalten. Die Katastrophe des Spätjahrs 1918 hatte den Militärs verdeutlicht, dass die Stabilität der Heimatfront und überhaupt ein ruhiges Hinterland für die Kriegführung unabdingbar waren. Das verlangte eine geschlossene „Volksgemeinschaft“ und ein hartes Durchgreifen bei jeder Unruhe im Rücken der Front. Der Bruch des nationalen „Burgfriedens“ wurde „den“ Juden und Sozialisten angelastet, so dass diese Forderung vor dem Hintergrund der Ereignisse in Russland und anderswo immer auch „antibolschewistisch“ war und sich mit älteren Vorbehalten gegen Sozialdemokraten, Juden und Russen verband. So entstand schon im Ersten Weltkrieg und seinem revolutionärem Nachspiel die gefährliche Mischung aus der Akzeptanz des – später so genannten – „totalen Krieges“ und einem militanten Antibolschewismus mit antisemitischem und antislawischem Einschlag, eine Mischung, die im nächsten großen Krieg zur Explosion zu kommen drohte.

Zunächst aber machte die Nachkriegsordnung viele Deutsche zusätzlich für totalitäre und revanchistische Tendenzen empfänglich. Die innere und äußere Schwäche der Republik musste einem monarchisch und national gesinnten Offizier ebenso unerträglich sein wie die Existenz eigener Staaten der von Heinrici so genannten „korrupten Völker“ Osteuropas²⁴. Autoritäre Umgestaltung im Innern und Revision der Grenzziehung besonders im Osten waren die selbstverständlichen Ziele eines mit den Deutschnationalen sympathisierenden Offiziers wie Heinrici. Im März 1920 stand er mit dem gesamten Generalkommando in Königsberg auf Seiten Kapps²⁵, was für seine weitere Laufbahn in der Reichswehr keine nachteiligen Folgen hatte. Danach gab es keine Gelegenheit mehr, aktiv in die Innenpolitik einzugreifen. Nun hat aber kaum ein anderes Schlagwort so große Missverständnisse hervorgerufen wie das von der „unpolitischen Reichswehr“. Sowohl der Attentismus Seeckts als auch die Hinwendung Groeners und Schleichers zur Republik besaßen ihre politische Bedeutung, und überhaupt war die Militärelite keineswegs bereit, ihre in der Monarchie erworbene gesellschaftliche und politische Stellung in der Weimarer Republik aufzugeben. Natürlich blieb der unmittelbare Einfluss auf die Politik wie vorher auf sehr wenige beschränkt. Doch gab es wohl auch nur wenige Offiziere, die nicht an der innen- und außenpoliti-

²⁴ Tagebuch Heinricis, 17. 10. 1918, in: Ebenda: „Wenn das sich alles verwirklichen soll, was die Polen, Tschechen, Ungarn u. wie die korrupten Völker alle heißen, jetzt begehren, dann treten wir mit diesem Frieden erst in das Zeitalter der Kriege und Revolutionen ein.“

²⁵ Vgl. den von Heinrici zusammengestellten Lebenslauf, in: BA-MA, N 265/26, Bl. 17.

schen Entwicklung Anteil genommen und bei aller Zurückhaltung nicht doch auch eine gewisse gesellschaftlich-politische Rolle gespielt hätten. Außerdem war der moderne Generalstabsoffizier, besonders wenn er im Reichswehrministerium arbeitete, geradezu verpflichtet, in seinen militärischen Überlegungen gesellschaftliche, wirtschaftliche und natürlich auch politische Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Strategie und Politik sind untrennbar. Erst nach 1945 versuchten die Generäle ihr Verhalten in der NS-Diktatur mit der Behauptung zu rechtfertigen, sie seien in der Reichswehr zu „unpolitischen Soldaten“ umerzogen worden, die sich ausschließlich auf ihren professionellen Bereich konzentriert hätten. Die aus den Reichswehrjahren erhaltenen Briefe Heinricis belegen das Gegenteil. Sie zeigen ein hohes politisches Interesse, das sich vor allem im Übergang von Weimar zu Hitler 1932/33 in ausführlichen Reflexionen niederschlug. Diese politischen Betrachtungen sind für die Einstellung Heinricis zum Nationalsozialismus höchst aufschlussreich.

Heinrici war ein entschiedener Gegner der Weimarer Parteiendemokratie mit ihrem Pluralismus und ihren Gegensätzen. Statt dessen wünschte er sich einen autoritären Staat, den er allerdings auch in einer gemäßigten Spielart akzeptiert hätte. Den Versuch Brünnings, alle Parteien und gesellschaftlichen Gruppen zur Mitarbeit zu gewinnen, begrüßte er. Wie sehr er sich dabei von militärischen Aspekten leiten ließ, zeigt seine Enttäuschung, als die Deutschnationalen sich Anfang 1932 einer Verlängerung der Amtszeit Hindenburgs verweigerten und damit der inneren Unruhe weitere Nahrung gaben²⁶: „Zusammengefasst ist der Wunsch Hindenburgs und der Regierung weiter nichts als der, eine Volksgemeinschaft zum Kampf gegen die Franzosen und Polen zu schaffen. Wenn sie einrücken, können wir zu den Socis nicht sagen: Es ist verboten, mitzukämpfen, denn ihr seid nicht deutschnational. Aber auch bei den Verhandlungen in Genf schon braucht unsere Vertretung nicht eine Gruppe, sondern das Volk geschlossen hinter sich. Das zu verhindern, ist leider gelungen.“ Zu diesem Zeitpunkt setzte er noch auf die „vernünftige Rechte“, während ihm die „Nationalsozialisten mit ihrem wilden Radikalismus“ wenig sympathisch waren²⁷. Doch als auch die konservativen Regierungen Papens und Schleichers die für die Rüstungspläne der Reichswehr notwendige „Volksgemeinschaft“ nicht erreichen konnten, änderte sich diese Haltung. Die Regierungsübernahme Hitlers kommentierte Heinrici mit einer Mischung aus Erwartung und Skepsis, da ihm ein von der NSDAP unterstütztes deutschnationales Kabinett lieber gewesen wäre²⁸. Aber schon die ersten Regierungsmaßnahmen bestärkten ihn in der Hoffnung, „dass wir aus der marxistisch jüdischen Schweinerei nun endlich herauskommen“²⁹. Ohne dies zu bewerten, ahnte er allerdings bereits³⁰: „Die kommenden Jahre werden sicher sehr aufregende und später schliesslich kriegerische werden.“

²⁶ Heinrici an seine Eltern, Osterode/Ostpreußen 5. 3. 1932, in: BA-MA, N 265/147, Bl. 72f.

²⁷ Heinrici an seine Mutter, Osterode/Ostpreußen 19. 3. 1932, in: Ebenda, Bl. 76f.

²⁸ Heinrici an seine Eltern, Berlin 4. 2. 1933, in: BA-MA, N 265/148, Bl. 11.

²⁹ Heinrici an seine Eltern, Berlin 17. 2. 1933, in: Ebenda, Bl. 16f. Vgl. ebenda: „Die Regierung hat inzwischen ja scharf durchgegriffen. In der Beamtenschaft hat sie ordentlich Luft gemacht. Die Verbote der Berliner Asphalt Presse, die alles in den Dreck ziehn muss, waren mir wirklich aus der Seele gesprochen. [...] Auch in Genf finden wir doch endlich den rechten Ton [...]“

³⁰ Heinrici an seine Eltern, Berlin 24. 2. 1933, in: Ebenda, Bl. 19f.

Die Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft verfolgte Heinrici mit einer eigentümlichen Unsicherheit des Urteils, die für seine gesamte Haltung im Dritten Reich charakteristisch ist. Der von den festen Normen des Kaiserreichs geprägte, in Revolution und Nachkriegszeit jedoch in diesen Normen erschütterte Offizier zeigte sich zwar nicht als unpolitisch, wohl aber als politisch labil. Einerseits beeindruckte, ja begeisterte ihn der radikale Umschwung in der Innenpolitik, andererseits bemängelte er immer wieder, dass teilweise der „Schwung in Willkür“ ausarte und „über das Ziel hinausgeschossen“ werde³¹. Heinrici erkannte sehr wohl das Neue, „Revolutionäre“ der Entwicklung und fand für die zunehmend dominante Stellung der NSDAP schon früh das Wort Diktatur³². Doch der nationalkonservative Offizier war bereit, sein Unbehagen über manche radikale Maßnahme und über das Zurückdrängen der deutschnationalen Bündnispartner Hitlers hinter das „große Ziel“ zurückzustellen, „Deutschland wieder zu einem nationalen Staat zu machen“³³. Das Ende der Weimarer Republik, für ihn „die Jahre sozialdemokratischer Herrschaft“³⁴, und die Flucht der „kommunistischen Läuse“ ins Ausland³⁵ erfüllten ihn mit Genugtuung. Diese Wende war für Heinrici die gelungene Revanche der Rechte für die immer wieder als Vergleich herangezogenen Ereignisse von 1918/19 und entsprechend genoss er die öffentlichen Demonstrationen der Einheit von Schwarz-Weiß-Rot und Hakenkreuz³⁶. Vor allem aber erhoffte sich der militärische Fachmann, dass die neue Regierung das Trauma von 1918, die Verbindung von nationaler Zwietracht und militärischer Schwäche, überwinden und eine geschlossene, kriegsbereite Nation schaffen werde. Mit Blick auf die europäische Vormachtstellung Frankreichs prognostizierte Heinrici³⁷: „Erst wenn Hitler das ganze deutsche Volk militarisiert haben wird, – was anderes ist ja eigentlich sein Programm nicht, denn auch der Arbeitsdienst ordnet sich dem ein – und wir selbst wieder eine Macht darstellen, dann wird es wohl anders werden. Wenn wir je mal wieder Krieg bekommen sollten, dann wird es eins in der Form nicht mehr geben wie vor 15 Jahren: die Miesmacher. Das werden die Nazis dann schon austreiben. Das Volk werden sie schon zu führen wissen.“

Wie der Widerstreit zwischen dem Unbehagen über die Radikalität des neuen Regimes und der Freude über die „nationale“ Innen- und Militärpolitik zugunsten letzterer entschieden wurde, zeigt sich nirgends eindringlicher als in Heinricis Einstellung zu den antisemitischen Maßnahmen, die er sehr genau registrierte. Dabei führte die Konfrontation des bei Heinrici wohl schon früh angelegten, durch die Erfahrungen mit dem „jüdischen Bolschewismus“ verstärkten Antisemitismus mit seinem christlich-konservativen Wertesystem zu eigenartigen

³¹ Heinrici an seinen Vater, Berlin 10. 3. 1933, in: Ebenda, Bl. 28–30. Vgl. auch die Briefe an seine Eltern vom 4. 3. 1933 (ebenda, Bl. 24), 19. 3. 1933 (ebenda, Bl. 34f.), 1. 4. 1933 (ebenda, Bl. 37), 9. 4. 1933 (ebenda, Bl. 39), 20. 7. 1933 (ebenda, Bl. 70f.), 6. 8. 1933 (ebenda, Bl. 77–79).

³² Heinrici an seine Eltern, Berlin 1. 4. 1933, in: Ebenda, Bl. 37.

³³ Ebenda.

³⁴ Heinrici an seine Eltern, Berlin 20. 7. 1933, in: Ebenda, Bl. 70f.

³⁵ Heinrici an seine Eltern, Berlin 4. 3. 1933, in: Ebenda, Bl. 24.

³⁶ Vgl. etwa die Briefe an seine Eltern vom 4. 3. 1933 (ebenda, Bl. 24), 19. 3. 1933 (ebenda, Bl. 34f.) und 11. 11. 1933 (ebenda, Bl. 99f.).

³⁷ Heinrici an seine Eltern, Berlin 2. 6. 1933, in: Ebenda, Bl. 57.

Sprüngen der Argumentation. Im März 1933 bedauerte er die Misshandlung eines ihm bekannten „braven“ Juden, rechtfertigte sie aber gleichzeitig mit dem Hinweis auf 1919, „als wir nach Hause kamen und die Matrosen mit roten Armbinden regierten“³⁸. Die Entfernung jüdischer Beamter, Angestellter und Ärzte begrüßte er³⁹: „Ich habe nie die Juden in Bausch und Bogen verdammt, aber es ist sicher gut, wenn sie und das Centrum auf ihre wirkliche Bedeutung zurückgeführt werden. In den Schulen scheint auch schon gelüftet zu werden.“ Dagegen kritisierte er den pogromartigen Boykott jüdischer Geschäfte vom 1. April 1933 zunächst als „eine sehr unglückliche Maßnahme, die zu vielen Ungerechtigkeiten und Kränkungen führen muß“⁴⁰. Doch schon wenige Tage später stellte er wieder „das Große“ in den Vordergrund, rechtfertigte „notwendige“ Zwangsmaßnahmen, „auch manche Härten“ und lobte Hitler und Goebbels⁴¹: „Die Geschicklichkeit, mit der sie den Judenboykott durchgeführt u. doch abgedreht haben, war groß!“ Als er einige Zeit darauf eine Amsterdamer Exilzeitung in die Hände bekam, meinte er erstmals zu erkennen, „was Greuelpropaganda heisst“, und nutzte diesen Eindruck sofort zu einer Rechtfertigung der NS-Politik⁴²: „Wenn solche Vertreter das Judentum darstellen, verdient es seine Behandlung.“ Als sich die Judenpolitik in den folgenden Jahren verschärfte, wurden die immer selteneren Äußerungen Heinrichs zu dieser Frage zurückhaltender. Doch auch wenn er etwa den großen Judenpogrom vom 9. November 1938 ablehnte⁴³, so war die von ihm stets wahrgenommene Entrechtung und Verfolgung der deutschen Juden nie ein ausschlaggebendes Kriterium seiner Beurteilung des NS-Regimes. Welche Richtung der nationalsozialistische Antisemitismus einzuschlagen drohte, musste ihm eine Rede Rosenbergs verdeutlichen, die der Divisionskommandeur im Januar 1939 als Ehrengast einer Parteiveranstaltung in Detmold hörte⁴⁴: „Er sprach 1 Stunde über die greulichen Juden. Die Judenfrage sei erst gelöst, wenn es keinen Juden mehr in Deutschland gebe und sie seien entschlossen, das auch durchzusetzen. Am besten wäre es überhaupt, wenn in ganz Europa kein Jude mehr sei.“

Entscheidend blieben für Heinrich der „nationale“, d.h. vor allem militärische Wiederaufstieg und die damit verknüpfte Einheit von Wehrmacht und Nation⁴⁵. Als Chef der Allgemeinen Abteilung des Wehramts im Reichswehrministerium war er für das Ersatzwesen und damit für politisch brisante Fragen wie die „Weh-

³⁸ Heinrich an seine Eltern, Berlin 19. 3. 1933, in: Ebenda, Bl. 34 f.

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Heinrich an seine Eltern, Berlin 1. 4. 1933, in: Ebenda, Bl. 37. Vgl. ebenda: „Die Juden aus ihrer sehr großen Einflußsphäre zurück zu drängen, war nötig. Das Mittel hierzu jedoch verfehlt.“

⁴¹ Heinrich an seine Eltern, Berlin 9. 4. 1933, in: Ebenda, Bl. 39.

⁴² Heinrich an seine Eltern, Berlin 6. 8. 1933, in: Ebenda, Bl. 77–79. Vgl. aber auch ebenda: „Den anständigen Juden erweisen die geflüchteten damit keinen Dienst.“

⁴³ Heinrich an seine Mutter, 18. 11. 1938, in: BA-MA, N 265/152, Bl. 85: „In Berlin sind wie in allen Städten die Judengeschäfte u. Synagogen zerstört. [...] Man hört überall sehr ablehnende Urteile über alles, was geschehen.“

⁴⁴ Heinrich an seine Mutter, 16. 1. 1939, in: BA-MA, N 265/153, Bl. 6 f.

⁴⁵ Vgl. auch seine retrospektive Darstellung in einem Brief an Foertsch, 28. 6. 1951, in: Institut für Zeitgeschichte München (künftig: IfZ), Zeugenschrifttum Heinrichs, ZS 66/2: „Die nationale Haltung der NSDAP, ihr Kampf für die Gleichberechtigung des deutschen Volks und der Armee wurden von mir in vollem Umfang bejaht. Vor allem begrüßte ich die Absicht, den Arbeiter wieder an den Staat heranzuführen. Um dieses Zwecks willen nahm ich Manches, was mir im sozialen Programm der Partei übertrieben schien, in Kauf.“ Vorbehalte habe er aber u. a. gegen den radikalen Rassismus und das revolutionäre Gebaren der Partei gehabt.

ertüchtigung“ und das Verhältnis zu den Wehrverbänden zuständig. Gerade bei dieser Tätigkeit musste das Ideal einer „Volksgemeinschaft“ als Grundlage dynamischer Militärpolitik bestimmend sein. Daher begrüßte er die Entmachtung des vorher vergeblich umworbenen Konkurrenten SA⁴⁶ und bemühte sich um die Bildung eines „Soldatenbunds“, einer überparteilichen Wehrorganisation für die ausscheidenden Reservisten⁴⁷. Heinrici erkannte die Möglichkeiten, die sich in einem totalitären Regime für die personelle Rüstung, für die Militarisierung des Volkes boten. Wenn er in öffentlichen Reden die gemeinsame Weltanschauung der jungen Deutschen als Grundlage ihres Wehrwillens hervorhob und darin einen deutlichen Fortschritt gegenüber dem Ersten Weltkrieg sah, so war das mehr als nur ein verbales Zugeständnis an das Regime⁴⁸. In ihnen spiegelt sich nicht der Opportunismus eines Karrieremachers, sondern die systemkonforme Haltung eines Offiziers, den die militärpolitischen Vorteile dieses Systems überzeugten, den der „neue Geist“ beeindruckte⁴⁹ und der deshalb bereit war, seine Kritikpunkte vor allem gegen die Rassen- und Kirchenpolitik hintanzustellen⁵⁰. Entsprechend moderat war auch Heinricis Reaktion auf die Erschütterung der Wehrmachtführung durch die Blomberg-Fritsch-Krise. Den Sturz Blombergs schrieb er dessen „Hybris“ zu, während er den Abgang Fritschs bedauerte. Allgemein stellte er aber fest⁵¹: „Die neuen Männer sind sehr tüchtige Menschen, die alles für die Sache tun werden. Jedenfalls ist für die Lösung der Krise ein Ausweg gefunden, wie er nach Lage der Dinge nicht besser sein konnte, und wir sind befriedigt über die Geschicklichkeit, mit der man verstanden hat, die Dinge wieder auf feste Füße zu stellen.“ Obwohl selbst kein Nationalsozialist, diente er dem nationalsozialistischen Staat mehr als nur loyal, solange weiterhin das von ihm bereits im Sommer 1933 Konstatierte galt⁵²: „Militärisch haben wir so ungeheuer viel von der neuen Regierung, sie unterstützt alle wehrpolitischen Belange in so hohem Maße, wie wir es nur wünschen können.“

Auch Hitlers riskante Außenpolitik änderte nichts an der insgesamt positiven Einstellung Heinricis zum NS-Regime. Die Gefahr eines europäischen Krieges

⁴⁶ Heinrici an seine Eltern, Berlin 7. 7. 1934, in: BA-MA, N 265/149, Bl. 36–39.

⁴⁷ In diesem Zusammenhang musste Heinrici im Dezember 1934 eine erste längere Besprechung mit Hitler führen. Vgl. dazu den Brief an seine Eltern, 29. 12. 1934, in: Ebenda, Bl. 74–76. Der Soldatenbund wurde im Dezember 1935 gegründet, ohne dass er zu größerer Bedeutung kam.

⁴⁸ Ansprache Heinricis zur Fahnenweihe der Arbeitsfront, Münster 1938, in: BA-MA, N 265/33, Bl. 9–20: „Die Fahnen der Wehrmacht und der Arbeitsfront sind äußerlich verschieden. Verschieden, wie auch die Tätigkeit des Soldaten und Arbeiters verschieden ist. Beide Fahnen tragen jedoch ein Kennzeichen gemeinsam: das Hakenkreuz. Es ist das Zeichen gemeinsamer Weltanschauung, die beide heute beseelt. Daß diese gemeinsame Weltanschauung 1918 fehlte, daran zerbrach das 2. Reich.“ Ansprache Heinricis vor Rekruten, Münster 27. 2. 1938, in: Ebenda, Bl. 26f.: „Die Grundsätze, nach denen sie [die alte Armee] lebte u. arbeitete, haben unser Volk befähigt, 4 Jahre hindurch einer Welt von Feinden Trotz zu bieten. Es sind dieselben Grundsätze, die auch unsere neue Wehrmacht Ihnen zu vermitteln bestrebt ist und die die nationalsozialistische Weltanschauung, aus dem Geist des Soldatentums geboren, Ihnen immer wieder nahe bringt!“

⁴⁹ Vgl. etwa auch seine positiven Eindrücke vom Nürnberger Parteitag 1937: Heinrici an seine Eltern, Berlin 10. 9. 1937, in: BA-MA, N 265/151, Bl. 106f.

⁵⁰ Wie Heinrici aber über die innere „Ordnungspolitik“ dachte, läßt sein Bericht über einen Vortrag Himmlers erahnen: „Er referierte auch ganz interessant über die ihm unterstellten Konzentrationslager. Ich kann mir vorstellen, dass dort teilweise ein fürchterliches Volk zusammengetrieben ist.“ Heinrici an seine Eltern, Berlin 19. 1. 1937, in: BA-MA, N 265/151, Bl. 6.

⁵¹ Heinrici an seine Mutter, Münster 13. 2. 1938, in: BA-MA, N 265/152, Bl. 11f.

⁵² Heinrici an seine Eltern, Berlin 7. 7. 1933, in: BA-MA, N 265/148, Bl. 67.

kommentierte er zwar mit Sorge, da ihm noch im September 1938 „unser Können u. unsere Kräfte dieser Anforderung nur schwer gewachsen“ schienen⁵³, aber die großen außenpolitischen Erfolge versöhnten ihn mit diesem Risiko⁵⁴. Die Eindrücke von Blomberg-Fritsch-Krise, Sudetenkrise und „Reichskristallnacht“ führten bei Heinrici keineswegs zu einer latent oppositionellen Haltung wie bei einigen anderen nationalkonservativen Generälen⁵⁵. Das persönliche Einwirken Hitlers auf die Generalität scheint auch bei ihm sein Ziel nicht verfehlt zu haben. Heinrici erlebte Anfang 1939 die erste der beiden langen Reden vor den Generälen, in denen Hitler unverblümt um seine ideologischen und politischen Ziele warb⁵⁶. Als Heinrici kurze Zeit später an Hitlers 50. Geburtstag eine Ansprache an den Stab seiner Division hielt, pries er nicht nur seine politischen Erfolge, sondern auch seine „unendliche Liebe zum deutschen Volk, dessen Lebensraum und Lebensmöglichkeit zu erkämpfen ihm höchste Aufgabe ist“⁵⁷. Und auch hier zeigte sich über eine rein formale Verbeugung vor dem Regime hinaus die Anziehungskraft der NS-Diktatur auf einen Offizier, dem die Radikalität dieser aggressiven Ideologie und ihres „Führers“ teilweise unverständlich, ja unheimlich blieb, der aber viele seiner eigenen politischen und militärischen Wünsche durch sie verwirklicht sah.

Die Faszination steigerte sich im ersten Jahr des Krieges, für den Heinrici keineswegs Hitler und seine Aggressionspolitik verantwortlich machte. Statt dessen sah er – ganz in der Tradition der kaiserzeitlichen Einkreisungsphobien – in ihm einen „Präventivkrieg, den zu führen wir später doch gezwungen sein würden“⁵⁸. Für die Fortsetzung des Krieges nach dem Polenfeldzug fand er den Schuldigen in England, das sich in seiner „weltbeherrschenden Stellung“ bedroht fühle⁵⁹. Zugleich wurde auch er von den Erfolgen mitgerissen. Vorher in außenpolitischen Fragen immer eher vorsichtig und skeptisch argumentierend, steigerte er sich jetzt in hegemoniale Gedanken hinein. In der Besetzung Dänemarks und Norwegens meinte er das Ziel zu erkennen, die „skandinavischen Staaten bei einem Sieg zu Trabanten des großdeutschen Reiches“ zu machen⁶⁰: „Der Entschluß des Führers, sich ihrer zu bemächtigen, ist jedenfalls ein napoleonischer: groß u. kühn.“ Man dachte nun in größeren Dimensionen. Der glückliche Verlauf des Westfeldzugs ließ Heinrici „mit Bewunderung zu einer Staatsführung emporblicken, die es verstanden hat, alle unsere Feinde einzeln und nacheinander vor unsere Klinge zu

⁵³ Tagebuch Heinricis, 29. 9. 1938, in: BA-MA, N 265/9.

⁵⁴ Vgl. während der Sudetenkrise z.B. den Brief an seine Frau, Münster 19. 9. 1938, in: BA-MA, N 265/154, Bl. 34.

⁵⁵ Vgl. Müller, Heer, S. 255–377.

⁵⁶ Rede Hitlers vor den höheren Wehrmachtsoffizieren am 25. 1. 1939 in der Reichskanzlei, in: Klaus-Jürgen Müller, *Armee und Drittes Reich 1933–1939. Darstellung und Dokumentation*, Paderborn 1987, S. 360–365. Bei der Rede Hitlers vor Truppenkommandeuren am 10. 2. 1939 in der Krolloper (ebenda, S. 365–375) war Heinrici nicht anwesend. Zur Rede vom 25. 1. liegt seine eigenhändige Mitschrift vor, in: BA-MA, N 265/9.

⁵⁷ Ansprache Heinricis am 20. 4. 1939, in: BA-MA, N 265/33, Bl. 46. Vgl. ebenda: „Wir stehen noch mitten in der Entwicklung. Sie ist noch nicht abgeschlossen. Gerade in diesen Tagen erleben wir, wie die Welt sich zusammenschließen möchte, um dem Führer und dem deutschen Volk seine Erfolge streitig zu machen. Wir wissen, daß ihnen das nicht gelingen wird, wenn das deutsche Volk einig und treu seinem Führer folgt.“

⁵⁸ Tagebuch Heinricis, 1. 9. 1939, in: BA-MA, N 265/9.

⁵⁹ Tagebuch Heinricis, Ende September 1939, in: Ebenda.

⁶⁰ Tagebuch Heinricis, 16. 4. 1940, in: Ebenda.

bringen, anfangen mit Österreich, den Tschechen, den Polen u.s.w., so dass wir immer und stets die grösseren Machtmittel am entscheidenden Punkt zusammen bringen konnten“⁶¹. Die Niederlage Frankreichs, die er mit dem angeblich degenerierten Zustand des französischen Volks und seinen „Mischlingsspuren“ begründete, erfüllte Heinrich mit großer Genugtuung, und er sah es als wichtige Aufgabe an, den alten Gegner tiefgreifend und anhaltend zu schwächen⁶².

Die Tatsache, dass er in diesem so erfolgreich verlaufenden Krieg überwiegend „in 2. Linie“ gestanden hatte, deprimierte Heinrich nach Ablauf des ersten Kriegsjahrs und ließ ihn auf einen anspruchsvolleren Kampfeinsatz brennen⁶³. Trotz aller Euphorie über die deutschen Siege sah er aber durchaus auch die Probleme der Kriegslage nach dem Frankreichfeldzug, besonders die Schwierigkeit, „den richtigen Endpunkt zu finden und zu setzen“ (Dok. 1). Den Hauptfeind England im Kampf um die „Weltgeltung“ zu schlagen, schien ihm angesichts der schwachen deutschen Flotte ein schwer zu lösendes Problem⁶⁴. In der Besetzung der Türkei und dem Stoß durch Kleinasien auf den Suezkanal sah er eine mögliche Variante, die britische Position zu erschüttern – im Einvernehmen mit der Sowjetunion⁶⁵. Frühzeitig erkannte Heinrich aber auch eine andere Option, die Wendung gegen die Sowjetunion aus strategischen und weltanschaulichen Gründen (Dok. 1). Der Vergleich mit Napoleon unterstreicht, dass ihm dabei nicht sonderlich wohl war. Ein Jahr zuvor hatte er den Hitler-Stalin-Pakt befürwortet⁶⁶ und sogar gefolgert⁶⁷: „Stets ist es Deutschland u. Rußland gut gegangen, wenn sie zusammen standen.“ Trotz aller Ressentiments achtete er den östlichen Nachbarn doch als Kraft, mit der sich anzulegen immer ein existentielles Risiko bedeutete (Dok. 2). So wird Heinrich im April 1941 mit einiger Unruhe und Spannung in sein neues Einsatzgebiet nach Osten gefahren sein.

Die teilweise bereits vor 1914 angelegten, in Weltkrieg, Revolution, Republik und Diktatur sich vollends ausbildenden mentalen Dispositionen sind am Beispiel Heinrichs näher beschrieben worden, weil ohne sie die Einstellung eines höheren Frontkommandeurs zum und im Krieg gegen die Sowjetunion nicht zu erklären ist. Die Ergebnisse dieser kleinen mentalitätsgeschichtlichen – zugleich individuellen und symptomatischen – Analyse seien knapp zusammengefasst. Die Erfahrungen des Offiziers Heinrich in den wechselhaften Zeitläufen vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis zum Vorabend des „Unternehmen Barbarossa“ führten vor allem zu folgenden grundlegenden Merkmalen:

⁶¹ Tagebuch Heinrichs, 24. 6. 1940, in: BA-MA, N 265/10.

⁶² Ebenda.

⁶³ Tagebuch Heinrichs, 12. 9. 1940, in: BA-MA, N 265/9. „Ich machte bei Sodenstern einen Vorstoß, unser Generalkdo – wenn auch gegen die vorläufigen Absichten – doch später nach England nachzuholen, falls Bedarf eintritt. Die Aussicht, hier als Besatzungstruppe zu bleiben, ist nicht gerade ruhm- und ehrenvoll. [...] Schließlich habe ich im Kriege gerade 2 Kampftage gehabt, an denen ich wirklich im Größeren führen konnte.“

⁶⁴ Tagebuch Heinrichs, 29. 1. 1941, in: BA-MA, N 265/10, Bl. 56f.: „Eins tritt aber sowohl im Mittelmeer wie um die englische Insel hervor: Wir kämpfen um die Weltgeltung u. haben keine Flotte.“

⁶⁵ Tagebuch Heinrichs, 22. 11. 1940, in: Ebenda, Bl. 27f. Die Sowjetunion sollte durch Kompensationen in Mittelasien und durch die Öffnung der Dardanellen gewonnen werden.

⁶⁶ Tagebuch Heinrichs, 29. 8. 1939, in: BA-MA, N 265/9: „Im Interesse des deutschen Volkes ist zweifellos ein Bündnis mit Rußland.“

⁶⁷ Tagebuch Heinrichs, 13. 9. 1939, in: Ebenda.

1. *Festigung antislawischer, antisemitischer und antisozialistischer Ressentiments.* Der im Ersten Weltkrieg an der Ostfront eingesetzte Offizier fühlte sich in seiner Geringschätzung der kulturell angeblich unterlegenen Slawen bestätigt. Der „jüdische Bolschewismus“ zeigte sich als „Todfeind“ in Niederlage und Revolution. Die Sozialdemokratie, der „jüdische Marxismus“, wurde für den Untergang des Kaiserreichs und die Schwäche der Weimarer Republik verantwortlich gemacht.

2. *Radikalisierung der Militärdoktrin.* Die Militärs erfuhren den Ersten Weltkrieg nicht mehr als einen auf ihre Profession begrenzten Waffengang, sondern als einen das gesamte Volk in all seinen Lebens- und Produktionsformen betreffenden Existenzkampf. Dieser sozialdarwinistische Kriegsbegriff legitimierte den rücksichtslosen Einsatz aller eigenen gegen alle feindlichen Ressourcen. Moralische Bedenken und traditionelle Wertvorstellungen drohten hinter den „Kriegsnotwendigkeiten“ zurückzutreten.

3. *Neigung zum totalitären Staat.* Die neuen Dimensionen des Krieges als Kampf der Völker machten die in der Schlussphase des Ersten Weltkriegs so schmerzlich vermisste Einheit des Volkes notwendig. Eine militarisierte „Volksgemeinschaft“ zu schaffen, war die Monarchie gescheitert und zeigte sich die Republik unfähig. Um so größere Anziehungskraft bekam die totalitäre Option. Die „wehrfreudige“ NS-Diktatur verstand es aber nicht nur, das Volk straff zu führen und aufzurüsten, sondern auch politische Wünsche der alten Eliten zu erfüllen.

4. *Erweiterung außenpolitischer Zielvorstellungen.* Die außenpolitischen Erfolge des NS-Regimes und der ungeahnte Machtzuwachs in den ersten beiden Kriegsjahren ließen selbst vorsichtigere Generäle den Erfolgsmaßstab immer höher legen. Zunächst dachte man an eine Überwindung des Versailler Systems, dann an die Realisierung alter großdeutscher Träume, schließlich an die europäische Hegemonie und letztlich sogar an eine „kühne“ Machtpolitik wie unter Alexander oder Napoleon.

Diese bewusst allgemein formulierten Ergebnisse für einen General, der ideologisch keineswegs auf nationalsozialistischem, sondern auf christlich-national-konservativem Fundament stand, dürfen natürlich nicht auf alle Offiziere seiner Generation übertragen werden. Dennoch muss man davon ausgehen, dass ein Abweichen von den vier genannten Merkmalen einer politisch-militärischen Mentalität eher die Ausnahme als die Regel war. Doch welche Auswirkung hatte das beschriebene Denken auf die Haltung dieser Militärelite im deutsch-sowjetischen Krieg?

3. Kriegsbilder

Im Oktober 1947 wurde Heinrici aus seinem englischen Kriegsgefangenenlager vorübergehend nach Nürnberg gebracht, um dort in Vorbereitung auf den Prozess gegen führende Generäle („OKW-Prozeß“) vernommen zu werden. Auf die Frage nach dem Verhältnis von militärischen und politischen Motiven in der Einstellung zum NS-Regime Mitte 1941 antwortete er dem amerikanischen Ermittlungsbeamten Walter Rapp, dass im Krieg „natürlich das Militärische in den Vor-

dergrund trat, weil es ja das eigentliche Leben war. Von mir aus gesehen, – ich als Korpsführer habe ja nur einen verhältnismäßig kleinen Rang gehabt und da ich persönlich nichts weiter bin wie praktischer Soldat und mich infolgedessen auch voll und ganz dafür eingesetzt habe, dass meine Truppe gut kämpft, ihre Aufgabe löst und dass ich alles für meine Truppe tat, – habe ich mich auf diese Dinge beschränkt.“⁶⁸ Im weiteren Verlauf der Vernehmung wies er außerdem für die ersten Wochen des Russlandfeldzugs darauf hin: „Sie müssen sich vorstellen, dass wir 12 bis 15 Stunden gelaufen sind und dass wir ewig im Kampf standen. Mr. Rapp, Sie müssen sich in diese Verhältnisse hineindenken. Wir standen unter dem Druck fortlaufender Kampfhandlungen, Anstrengungen körperlicher und geistiger Art, die den Menschen aufs Äusserste in Anspruch nehmen.“

In Heinrichs Antworten spiegelt sich eine stereotype Abwehrstrategie deutscher Generäle gegen lästige, wegen der möglichen rechtlichen Folgen gefährliche Fragen der alliierten Ermittlungsbehörden wider. Allerdings wäre es zu einfach, diese Argumentation allein damit abzutun. Fraglos wurde in den Nachkriegsaussagen aus naheliegenden Gründen häufig die Wahrheit verbogen, doch alles als Lüge zu bewerten, würde die Bandbreite der verschiedenen Abstufungen von glatten Unwahrheiten über Teil- und Halbwahrheiten bis zu wirklichkeitsgetreuen Äußerungen übersehen. Heinrichs Behauptung einer einseitigen Konzentration des Truppenführers auf das militärische Geschehen muss entsprechend differenziert beurteilt und anhand der authentischen Dokumente überprüft werden. Unabhängig davon, ob diese Aussage als Ganzes wahr ist oder nicht, berührt sie ein entscheidendes Problem der Stellung der Wehrmachtsgeneralität in diesem Krieg. Sie verweist auf die einfache, häufig aber übersehene Tatsache, dass die militärischen Führer an der Ostfront einen professionellen Auftrag unter schwierigsten Bedingungen zu erfüllen hatten. Sie führten Krieg, und das, was sie taten und dachten, muss im Zusammenhang mit der Kriegführung und ihren Anforderungen, Problemen und Besonderheiten gesehen werden. Es führt in die Irre, einzelne Befehle und Vorgänge aus diesem Bezugsfeld zu lösen und gewissermaßen in einen luftleeren Raum zu stellen. Wie man bei der Analyse der mentalen Dispositionen nicht bei wenigen Vorkriegs- und Kriegsjahren verweilen darf, sondern in die Kaiserzeit und besonders den Ersten Weltkrieg zurückgehen muss, so reicht für die Beantwortung der grundsätzlichen Frage, welchen Anteil die Wehrmachtsgeneralität an der Entgrenzung des deutsch-sowjetischen Krieges zu Rechtsbruch und Verbrechen hatte, die Isolierung und Generalisierung von „Beweismaterial“ nicht aus. Das wissenschaftliche Modewort der „Kontextualisierung“ bekäme seinen Sinn, wenn auch hier wieder stärker die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen berücksichtigt würden. Dadurch böten sich der modernen Militärgeschichtsschreibung neue Möglichkeiten, sich einem Gesamtbild zu nähern, das der Komplexität historischen Geschehens gerecht wird.

Den Kontext wenigstens ausschnittsweise zu erfassen, ist die hier vorgestellte Quelle besonders geeignet, handelt es sich doch um das seltene unmittelbare und private Zeugnis eines höheren Frontgenerals. Natürlich muss man von vornherein

⁶⁸ Stenographisches Protokoll der Vernehmung Heinrichs am 15. 10. 1947, in: IfZ, MA 1569 (Nürnberg Interrogations), Rolle 26.

einige Einschränkungen machen, die sich aus der Konzentration auf eine Person, dem Zwang zu einer eng begrenzten Auswahl an Dokumenten und dem Charakter der Quelle von selbst ergeben. Aus dem beträchtlichen Umfang der Briefe, Kriegsberichte und Tagebuchaufzeichnungen Heinrichs im ersten Jahr des Ostfeldzugs wurde knapp ein Zehntel Text ausgewählt. Weggelassen wurden vor allem die zahlreichen Gefechtsbeschreibungen, rein private Abschnitte und inhaltliche Wiederholungen, bevorzugt berücksichtigt dagegen nichtmilitärische Beobachtungen und militärische Stimmungsberichte. Diese Auswahl erhebt aber den Anspruch, einen repräsentativen Querschnitt aller wesentlichen Aspekte der Kriegswahrnehmung Heinrichs zu geben. Ähnlich verhält es sich mit der Relevanz der Dokumente. Zweifellos müssten sie in einem weiteren, im Rahmen dieser Dokumentation nicht möglichen Schritt durch die Selbstzeugnisse anderer Befehlshaber sowie die dienstliche Überlieferung ergänzt werden, um das subjektive Kriegsbild eines Generals mit den objektiven Fakten der Kriegführung zu vergleichen. Heinrich schrieb seine privaten Aufzeichnungen für seine Familie und zur persönlichen Dokumentation. Es muss offen bleiben, was er bewusst verschwiegen und wegließ. Allerdings fällt auf, dass er die Kriegsergebnisse recht ungeschminkt schilderte und dabei auch vor Kritik an der obersten Führung nicht zurückschreckte. Die Überwachung seiner Post befürchtete Heinrich offenbar nicht, zumal er vieles auf privatem Weg in die Heimat befördern ließ. Auch in dieser Hinsicht ist der Wert der abgedruckten Dokumente als nicht offizielle dienstliche, sondern relativ ungefilterte private Überlieferung hoch. So kann die Quellenauswahl trotz der genannten Einschränkungen einen Beitrag zum Verständnis der Zusammenhänge von individueller Mentalität, subjektivem Kriegsbild und allgemeiner Kriegführung leisten.

Die eingangs zitierte retrospektive Aussage Heinrichs über die einseitige Beanspruchung des Befehlshabers durch das militärische Tagesgeschäft wird in diesen Dokumenten widerlegt und zugleich in einem Kern Wahrheit bestätigt. Heinrich war gewiss nicht der unpolitische „Nur-Soldat“, der sich allein mit seinen militärischen Aufgaben befasste. Seine Selbstzeugnisse offenbaren ein großes Interesse für nichtmilitärische Probleme und ihre Wechselwirkungen mit dem Krieg. Man kann aber auch feststellen, wie dieses Interesse immer wieder von den aktuellen militärischen Sorgen in seinem Befehlsbereich überlagert und schließlich in der Winterkrise 1941/42 ganz verdrängt wurde. Während der Kommandierende General im Bewegungskrieg der ersten Monate immer wieder die Zeit zu Reflexionen über politische und andere Fragen fand, musste sich der Armeeoberbefehlshaber im verbissenen Verteidigungskampf der Wintermonate trotz seiner gegenüber dem Korpsbefehlshaber erweiterten Kompetenzen fast völlig auf die Beschäftigung mit der militärischen Krise zurückziehen. Heinrich selbst beschreibt eindringlich, dass er nur noch in militärischem Denken lebe und alles andere ausscheide (Dok. 54). Die große Verantwortung für eine hart bedrängte Armee führte offensichtlich zumindest in dieser Krise zur später von Heinrich bereits für seine Zeit als Kommandierender General behaupteten ausschließlichen Konzentration auf das Militärische.

Die professionellen Aufgaben des militärischen Befehlshabers bildeten den Bezugsrahmen seiner Tätigkeit. Heinrich gehörte zur klar definierten Gruppe der

„oberen Führer“, d. h. der Kommandeure eines gemischten Verbands, der zu selbständigen Kampfaufgaben befähigt war und sich für eine gewisse Zeit selbst versorgen konnte⁶⁹. Diese kleine Elite höherer Truppenoffiziere umfasste in der Wehrmacht die Kommandeure der Divisionen als kleinste dieser Verbände, die Kommandierenden Generäle der Armeekorps, die Oberbefehlshaber der Armeen und schließlich die der Heeresgruppen. Je nach diesen vier Funktionen abgestuft war die Beschäftigung mit den drei Grundbereichen der Kriegführung⁷⁰: Taktik (Gefechtsführung), Operation (Verbindung mehrerer taktischer Kampfhandlungen zu weiträumigen Bewegungen und Schlachten), Strategie (Zusammenwirken aller für den Krieg relevanten Faktoren auf ein Kriegsziel). Hinzu kamen bestimmte Kompetenzen für die Besatzungspolitik, auf die später noch einzugehen ist. Die Truppenführung des Divisionskommandeurs blieb ganz auf den taktischen Bereich beschränkt, und auch der Korpsbefehlshaber war hauptsächlich mit taktischen Fragen befasst, konnte aber ausnahmsweise auch auf die übergeordnete Operationsführung einwirken. Der Armeeoberbefehlshaber leitete die Operationen in seinem Befehlsbereich nach den Vorgaben der Gesamtstrategie, ebenso der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe. Letzterer musste aufgrund seiner höheren operativen Kompetenz auch eine genauere Kenntnis der strategischen Ziele haben, auf die er als höchster aller Truppenführer noch am ehesten Einfluss nehmen konnte. Letztlich blieb die große Strategie jedoch Sache der obersten Führung, also Hitlers und – ihm nachgeordnet – seiner unmittelbaren militärischen Berater. Das bedeutete allerdings nicht, dass sich nicht auch die Frontgeneräle Gedanken über operative und strategische Probleme gemacht hätten. Wenn auch im deutschen Heer nicht jeder einfache Soldat den Marschallstab im Tornister trug, so doch immerhin jeder Generalstäbler, zu dessen Ausbildung nun einmal die Beschäftigung mit der Strategie gehörte. Die meisten oberen Führer kamen aus dem Generalstab.

Eine grundsätzliche strategische Frage war die nach dem Sinn und Ziel des deutschen Feldzugs gegen die Sowjetunion. Heinrici hat sich auch aus dem begrenzten Blickwinkel des Korpsführers mit dieser Frage auseinandergesetzt. Anders als die Oberbefehlshaber und führenden Generalstabsoffiziere der Heeresgruppen und Armeen – in der berühmten Versammlung vom 30. März 1941 – wurden die Kommandierenden Generäle nicht persönlich von Hitler über die politischen Absichten informiert. Dennoch erfasste Heinrici schon frühzeitig, worum es ging (Dok. 1): die Vernichtung des potentiellen Hauptfeinds auf dem europäischen Festland und der bolschewistischen Weltanschauung, um den Rücken zur Fortsetzung des Krieges im Westen frei zu haben. Interessant ist, dass Heinrici die entsprechenden Abschnitte aus Hitlers „Mein Kampf“ kannte und ernst nahm. Am Tag vor dem Angriff ergänzte er diese beiden Motive noch um die Gegnerschaft der USA und das wichtige Ziel, durch die Eroberung und Ausbeutung landwirtschaftlicher Gebiete einen autarken europäischen Wirtschaftsraum

⁶⁹ Vgl. Burkhart Müller-Hillebrandt, *Das Heer 1933–1945. Entwicklung des organisatorischen Aufbaues*, Bd. 1: *Das Heer bis zum Kriegsbeginn*, Darmstadt 1954, S. 84–92. Vgl. auch die Heeresdruckvorschrift (H.D.v.g 92): *Handbuch für den Generalstabsdienst im Kriege*, Teil 1, Berlin 1939.

⁷⁰ Die folgenden Definitionen sind angelehnt an: Karl-Heinz Frieser, *Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940*, München 21996, S. 7f.

zu schaffen (Dok. 8). Nüchtern und ohne eindeutige Wertung referierte Heinrici diese wesentlichen Kriegsziele. Begeisterung für den kommenden Feldzug ist nicht zu spüren, eher mühsam unterdrückte Skepsis. Die alte Gegnerschaft zu Russland und die schroffe Ablehnung des Bolschewismus hinderten Heinrici nicht, die existentiellen Gefahren eines Krieges gegen dieses riesige Land zu erkennen. Später brach die Skepsis offen hervor (Dok. 21), und auch seine rückblickenden Bekenntnisse, er habe bereits im Frühjahr 1941 einen Krieg gegen die Sowjetunion für einen Fehler gehalten (Dok. 2, Anm. 119), sind durchaus glaubwürdig. Um so bemerkenswerter ist es, dass sich selbst Heinrici von den großen politischen Perspektiven wiederholt mitreißen ließ. Die wirtschaftliche Ausnutzung (Dok. 24) erschien ihm ebenso erstrebenswert wie die Vernichtung des Bolschewismus (Dok. 18) und die Zerstückelung des feindlichen Staates (Dok. 25). Noch am 11. Dezember, nach Beginn der sowjetischen Gegenoffensive vor Moskau, notierte er mit spürbarer Zustimmung den Vorschlag seines russischen Dolmetschers, das „Problem Russland“ zu lösen, indem man die Protektorate Baltikum/Weißrussland und Ukraine als Kolonialländer ausbeute und den Rest in bis zum Baikalsee von Deutschland, dahinter von Japan abhängige Republiken aufteile (Dok. 42). Das waren letzten Endes auch die Ziele Hitlers, dessen Hegemoniestreben sich kaum von den Wünschen vieler Generäle unterschied. In den privaten Dokumenten Heinricis lassen sich die Schritt für Schritt anspruchsvolleren Programmpunkte deutlich ablesen: Ausschaltung Polens, anhaltende Schwächung Frankreichs, Auflösung der Sowjetunion, Kampf Europas unter deutscher Vorherrschaft gegen England und die USA. Ein konservativer Offizier wie Heinrici dachte nun in Hinblick auf die Neuordnung des Ostens in Dimensionen, die das hybride Maximalziel der Militärelite nach dem Frieden von Brest-Litovsk im Jahr 1918 noch übertrafen.

Die Heinrici durchaus sympathischen großen Ziele wurden in seinem Denken jedoch stets durch den Zweifel konterkariert, ob die deutschen Kräfte wirklich ausreichten, die auf diese Kriegsziele abgestellten strategischen Vorgaben erfolgreich militärisch umzusetzen. Er begleitete die Operationen in der Sowjetunion mit zunehmender Skepsis und Kritik. An einen schnellen Erfolg glaubte er offenbar von vornherein nicht. Als geschulter Infanterieoffizier hatte er viel zu viel Respekt vor den großen Räumen, die ein Panzergeneral im Geiste vermutlich schneller zu durchmessen wagte. Bereits Mitte Juli 1941 beschlich Heinrici das beängstigende Gefühl, dass der Krieg auch nach der Besetzung Moskaus „irgendwo aus der Tiefe dieses unendlichen Landes“ weitergehen würde (Dok. 17). Die düstere Aussicht auf einen viele Jahre dauernden Krieg tauchte von da ab immer wieder in seinen Briefen und Tagebüchern auf und wurde durch die Erfahrungen des mühsamen Vorkämpfens erhärtet. Bald folgte der Vorwurf an die militärische Führung, die wertvolle Zeit durch langwierige Diskussionen um die operativen Ziele zu vergeuden und die Kräfte durch wechselnde Schwerpunktbildungen zu verzetteln. Weitere Stereotypen der Kritik waren: Unterschätzung des Gegners, des Landes, der Räume, der Witterung, mangelhafte Verpflegung und Bekleidung, schlechter Nachschub, Überbeanspruchung der eigenen Soldaten. Diese Kritik verschärfte sich während der Krise vor Moskau, und am 24. Dezember 1941 äußerte Heinrici zum ersten Mal die dunkle Ahnung, dass der Krieg verloren gehen

könne (Dok. 48). Gleichzeitig sank das Vertrauen in die oberste Führung, erstmals auch in Hitler, der von Heinrici dennoch weiterhin respektvoll als „der Führer“ bezeichnet wurde. Seine Zweifel an Hitlers Wirklichkeitswahrnehmung und am Sinn seines „Haltebefehls“ sind aber evident. Überhaupt zeigen die eindrucksvollen Dokumente aus den Krisenmonaten von Dezember 1941 bis Mai 1942, dass Heinrici bei diesem ersten großen Rückschlag und im Kampf ums Überleben eine zunehmend desillusionierte Sicht auf den deutsch-sowjetischen Krieg bekam. Das führte allerdings bei ihm wie bei den meisten anderen Generälen keineswegs zu einer grundsätzlichen Opposition gegen die Gesamtstrategie oder gar das nationalsozialistische Regime.

Dass Heinrici diese an sich naheliegenden Konsequenzen nicht zog, war u.a. in der anhaltenden Übereinstimmung mit einigen Zielen des Nationalsozialismus begründet. Weitere entscheidende Gründe werden aber auch ein eng verstandenes soldatisches Pflichtgefühl, die hohe Beanspruchung durch die Aufgaben an der Front und das damit verbundene Verantwortungsbewusstsein für die ihm anvertrauten Soldaten gewesen sein. Strategische und politische Überlegungen gehörten nicht zu Heinricis Dienstpflichten, die vor allem durch die taktische Führung geprägt waren und auch in seiner Zeit als Oberbefehlshaber einer stets in die Defensive gedrängten Armee nur selten größere operative Entscheidungen umfassten⁷¹. Natürlich hatte auch Heinrici den Ehrgeiz des Generals, militärische Erfolge zu erringen. Doch dieser Ehrgeiz verdrängte nie die Fürsorgepflicht, von seinen Soldaten keine unnötigen Opfer zu verlangen, sie nicht zu „verheizen“. Nur einmal klagte Heinrici über die nachlassende Einsatzbereitschaft seiner Truppen (Dok. 17). Ansonsten durchzieht die Dokumente eine große Anerkennung, ja Bewunderung für die Leistung der einfachen Soldaten. Der Infanteriegeneral hatte einen besonders engen Kontakt zu seinen Mannschaften, vermutlich einen engeren als der stärker auf Material und Technik fixierte Panzer- oder Artilleriegeneral. Er war zwar besser untergebracht und versorgt als der Landser, doch immerhin teilte er viele Unbilden des Krieges mit ihm und konnte seine Strapazen nachvollziehen. Heinrici war ständig im Kübelwagen und Fieseler Storch unterwegs, ging durch Hitze, Schlamm und Schnee zu den kämpfenden Einheiten, sprach seinen überbeanspruchten und müden, schwitzenden oder erfrierenden, verlausten und hungernden Männern Mut zu und führte teilweise in vorderster Linie⁷². Dem preußisch-deutschen Ideal einer

⁷¹ Die interessante Diskussion um die „Entprofessionalisierung“ des Offizierskorps – vgl. etwa Bernd Wegner, *Defensive ohne Strategie. Die Wehrmacht und das Jahr 1943*, in: *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hrsg. v. Rolf-Dieter Müller u. Hans-Erich Volkmann, München 1999, S. 197–209; Wolfgang Petter, *Militärische Massengesellschaft und Entprofessionalisierung des Offiziers*, in: *Ebenda*, S. 359–370 – lässt sich daher auf Heinrici schwer übertragen. Da er mit der strategischen Kriegführung überhaupt nicht, mit der großräumig operativen kaum befasst war, konnte er auf diesen Feldern auch nicht professionell versagen – etwa im Sinne der von Wegner mit Recht konstatierten Unfähigkeit, strategisch auf die drohende Niederlage zu reagieren. In der taktischen Führung brachte er durchaus hervorragende Leistungen.

⁷² Heinrici erhielt im September 1941 das Ritterkreuz u. a. dafür, dass er am 11. 8. 1941 „an der Spitze der Infanterie im Schlauchboot den Dnjepr“ überschritten hatte. Vgl. Franz Thomas, *Die Eichenlaub-Träger 1940–1945*, Bd. 1, Osnabrück 1997, S. 263.

persönlichen Verbindung des oberen Führers mit seiner Truppe kam er besonders als Kommandierender General sehr nahe⁷³.

Die ständige Konfrontation mit der Kriegswirklichkeit und dem eindringlich beschriebenen Leiden des Frontsoldaten war eine große Belastung, die Heinrici zermürbte und die dazu beitrug, dass er sich um so stärker auf die naheliegenden Aufgaben konzentrierte, je größer diese Belastung wurde. Schwer drückte ihn die Bürde des Offiziers, das Vertrauen von oben und unten bestätigen zu müssen, einen Ausgleich zwischen militärischem Erfolgsdruck und Schonung seiner Soldaten zu finden. Während er in der Phase des Vormarschs noch über das Ende der Infanterie nachdachte (Dok. 15), musste er im monatelangen Abwehrkampf vor Moskau erfahren, dass Gedeih und Verderb der Ostfront vor allem auf den Schultern dieser Waffengattung lagen. Jetzt kam die Zeit seiner großen Bewährung in der Defensive, aber auch der nochmals gesteigerten Verantwortung und Anspannung. Als Heinrici zum Armeeoberbefehlshaber ernannt wurde, schien er fast erleichtert, dass er damit „unversehens aus dem unmittelbaren Geschehen herausgerückt“ wurde (Dok. 51), doch schon bald spiegelt sich in seinen Briefen die fast unerträgliche Last des höheren Amts. Der Korpsführer hatte an seinen vorgesetzten Oberbefehlshabern Kluge (Heeresgruppe Mitte) und Kübler (4. Armee) kritisiert, dass sie aus „Angst vor der höchsten Stelle“ seine dringenden Rückzugsvorschläge ablehnten (Dok. 50). Nun stand er selbst in der Pflicht, sowohl der Gesamtlage als auch dem Schicksal seiner Armee gerecht zu werden. Heinrici war ein entschiedener Anhänger der beweglichen Abwehr, einer in der deutschen Armee besonders hochentwickelten Taktik, die seiner Überzeugung nach wirkungsvoller und kräftesparender war als starres Halten. Dass er dabei keineswegs zurückschreckte, auch Hitler gegenüber seine unbequemen Wünsche nach defensivem Ausweichen und Frontverkürzungen zu vertreten, zeigte er am 28. Februar 1942 im Führerhauptquartier (Dok. 57). In dieser Hinsicht ist er der Verantwortung des Oberbefehlshabers ohne Scheu vor möglichen Nachteilen für seine Karriere nachgekommen. Doch auch die kleinen Erfolge gegen die eigene oberste Führung änderten nichts am täglichen Konflikt zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Der Armeeoberbefehlshaber blieb dem „unmittelbaren Geschehen“ anders als der Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe, den er deswegen beinahe beneidete (Dok. 55), so nahe, dass er am Ende der Krisenmonate und nach fast einjährigem ununterbrochenem Fronteinsatz „zerrieben“ war „zwischen dem Mißverhältnis der Anforderungen von oben und den tatsächlichen Verhältnissen“ (Dok. 68). Diese Belastungen des oberen Führers in seinem unmittelbaren Verantwortungsbereich dürfen nicht aus den Augen verloren werden.

Die vorbildliche Einstellung des Kommandeurs Heinrici zum eigenen Soldaten stand im krassen Gegensatz zur Bewertung und Behandlung des Gegners. Hier gelangt man an die Schnittstelle zwischen einem „normalen“, d. h. in traditionellen Bahnen und rechtmäßigen Formen verlaufenden Krieg und der besonderen, die

⁷³ Vgl. die Heeresdruckvorschrift (H.Dv. 300/1): Truppenführung, Teil 1, Berlin 1936, S. 33: „Die persönliche Einwirkung auf die Truppe durch ihren oberen Führer ist von größter Bedeutung. Er muß der kämpfenden Truppe nahe sein.“ Ebenda, S. 35: „Bei der Verfolgung muß sich der obere Führer weiter nach vorn begeben. Sein Erscheinen in der vorderen Linie wird die Truppe zur höchsten Leistung anspornen.“

tradierten Normen durchbrechenden Kriegführung im Osten. Damit nähert man sich zugleich der Diskussion um den verbrecherischen Charakter dieses Feldzugs. Der besondere Wert der vorliegenden Quelle besteht darin, dass sie nicht nur über das Denken eines hohen Offiziers in den militärischen Kernbereichen Strategie, Operation und Taktik Aufschluss gibt, sondern in ihrer direkten Wiedergabe von Heinrichs Kriegs- und Feindbildern tief in das Problem der Entgrenzung des Krieges hineinleuchtet. Auch hier gilt wieder die Einschränkung, dass dies für das erste halbe Jahr des Feldzugs stärker zutrifft als für die Monate des verzweifelten Abwehrkampfes.

Bereits in den ersten Wochen verfestigte sich bei Heinrich das schon vorher angelegte Feindbild⁷⁴. Die Rotarmisten, von denen manche „mehr wie Chinesen als wie Russen aussehen“ (Dok. 10), sind für ihn „hintertückisch“ (Dok. 9), „verschlagen“ (Dok. 10), „hinterlistig“ (Dok. 17), kleben „wie die Läuse“ im Gelände fest (Dok. 24) und benehmen sich „viehisch gegen unsere Verwundeten“ (Dok. 13). Die von Heinrich gerechtfertigte und geduldete Reaktion der deutschen Soldaten war, dass sie „mehrfach stark aufräum[ten], ohne Gnade“ (Dok. 9), alles töteten, „was in brauner Uniform umherlief“ (Dok. 13), und den Gegner erbittert niedermachten (Dok. 17). Das Ergebnis war eine Eskalation der Gewalt, „mit der Folge, dass Hekatomben von Menschenopfern gebracht werden“ (Dok. 11) und teilweise „überhaupt kein Pardon mehr gegeben“ wurde (Dok. 13). Die alten Traditionen und Gewohnheiten des soldatischen Kampfes, zu denen auch die Achtung des Gegners auf dem Schlachtfeld gehörte, wurden bereits in der ersten Phase des Feldzugs weitgehend beiseite geschoben, wenn man sie für diesen Krieg nicht schon vorher innerlich abgelegt hatte. Das in vielen anderen Quellen bestätigte brutale Vorgehen von Rotarmisten wurde zum Anlass genommen, seinerseits die herkömmlichen Regeln des fairen Kampfes zu ignorieren. Und ein verantwortlicher General wie Heinrich registrierte diese Reaktion ohne Kritik oder den Hinweis auf Gegenmaßnahmen.

Der deutsch-sowjetische Krieg wurde von vornherein als beispielloser Kampf empfunden und geführt, in dem selbst der reguläre Kombattant seinen früheren Status verlor. Die Katastrophe der sowjetischen Kriegsgefangenen, das Leid der abertausenden im Operationsgebiet verhungerten, erfrorenen, durch Seuchen umgekommenen, auf dem Transport erschossenen und von Sicherheitspolizei und SD „ausgesonderten“ Rotarmisten ist eines der traurigsten Kapitel des Krieges⁷⁵. Diese Vorgänge konnten einem hohen General kaum verborgen bleiben, selbst wenn er nicht direkt oder nur am Rande für sie verantwortlich war. Doch gehen Heinrichs Briefe und Tagebücher auf die Behandlung der Kriegsgefangenen lange nicht ein. Ein General, der es rechtfertigte, dass auf dem Gefechtsfeld kein Pardon gegeben wurde, wird sich um das Schicksal der Gefangenen zunächst nicht besonders gekümmert haben. Erst im März 1942 kritisierte der Armeeoberbefehlshaber

⁷⁴ Generell zum Russlandbild der deutschen Militärelite während des deutsch-sowjetischen Krieges vgl. auch Jürgen Förster, *Zum Russlandbild der Militärs 1941–1945*, in: *Das Russlandbild im Dritten Reich*, hrsg. v. Hans-Erich Volkmann, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 141–163.

⁷⁵ Vgl. Christian Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Neuauflage Bonn 1997.

nach dem Besuch eines Gefangenenlagers die Missverhältnisse und befahl Abhilfe (Dok. 120).

Das Bild vom verschlagenen, aus dem Hinterhalt kämpfenden Rotarmisten wird ergänzt durch die steigende Anerkennung seiner Qualitäten: in der Verteidigung zäh und sich erbittert wehrend, „ein viel besserer Soldat wie der Franzose“ (Dok. 15), im Angriff „wie ein wildes Tier“ (Dok. 61, Anm. 191). Immer stärker setzt sich in den Dokumenten die Erkenntnis durch, dass man die Rote Armee in ihrer personellen und materiellen Stärke völlig unterschätzt habe. Heinrici beeindruckte besonders, dass sich die Rote Armee trotz der Verluste und Niederlagen der ersten Wochen immer wieder verbissen zum Kampf stellte und der Wehrmacht hohe Opfer beibrachte. Den Grund für eine solche Widerstandskraft erblickte er einmal im durch den deutschen Überfall geweckten Patriotismus (Dok. 21), mehr aber noch in der Effizienz des bolschewistischen Terrorsystems, das wie „ein widerliches Tier, das sich wütend wehrt“, alle Ressourcen in den Existenzkampf warf (Dok. 18): „Eine ungeheure Energie mobilisiert nur rücksichtslos alle Kräfte und setzt sie ohne Schonung ein.“ Man spürt bei der Lektüre von Heinricis Briefen, wie unheimlich dem General die Stärke dieser Ideologie war und wie auch er diesen Krieg als Vernichtungskampf zwischen zwei gegensätzlichen Weltanschauungen begriff. Und als Träger der feindlichen Weltanschauung und Rückgrat des Widerstands wird immer wieder der Kommissar genannt. Auch Heinrici behauptete nach dem Krieg, den Kommissarbefehl vom 6. Juni 1941 strikt abgelehnt und in seinem Korps dafür gesorgt zu haben, dass er nicht umgesetzt werde⁷⁶. Ganz unabhängig davon, wie man die Erwähnung der Liquidierung eines Kommissars (Dok. 36) oder auch einer Kommunistin (Dok. 14) in den abgedruckten Dokumenten bewertet, spricht der Grundton solcher privaten Aufzeichnungen nicht gerade für eine entschiedene Opposition gegen diesen Befehl.

Ebenso wie die unerwartete Kampfkraft der Roten Armee und Energie des Bolschewismus imponierte Heinrici der Fanatismus der Partisanen. Seit Mitte Juli 1941 wurden seine Einheiten mit dem „elenden Bandenkrieg“ konfrontiert (Dok. 17) und führten fortan „gegen diese Pest einen andauernden Kampf“ (Dok. 35), der aufgrund der weiten, unübersichtlichen Räume von vornherein etwas Ausichtsloses an sich hatte. Heinrici erlebte die Partisanenbekämpfung aus nächster Nähe, da sich sein Dolmetscher an ihr beteiligte und zahlreiche Frauen und Männer erschoss oder erhängte (Dok. 33–35). So stieß der Kommandierende General nicht nur auf seinen Fahrten durch das Land, sondern selbst in seinen Quartierorten immer wieder auf die stummen Zeugen dieses Kampfes, die an Galgen, Bäumen und Masten hängenden Leichen der exekutierte Partisanen und „Partisanenverdächtigen“. Heinrici zeigte sich von dem Mut, der Entschlossenheit und auch von der großen Zahl dieser fanatischen Kämpfer beeindruckt, um so mehr,

⁷⁶ Stenographisches Protokoll der Vernehmung Heinricis am 15. 10. 1947, in: IfZ, MA 1569 (Nürnberg Interrogations), Rolle 26. Am 9. 7. 1941 meldete das XXXXIII. Armeekorps an die 2. Armee, bis zum 5. 7. 1941 vier Kommissare erschossen zu haben, in: IfZ, MA 1564 (Nürnberger Dokumente), Rolle 29, NOKW-2263. In den Akten des Korps (BA-MA, RH 24-43) fehlt für die Zeit von April 1941 bis März 1943 die Überlieferung der Abteilung Ic und der Quartiermeisterabteilung, so dass die Behandlung der Kommissare, Kriegsgefangenen, Partisanen, Juden und der Zivilbevölkerung im Befehlsbereich Heinricis mühsam aus anderen Beständen rekonstruiert werden musste.

da sie genau wussten, „daß sie ohne Rücksicht vernichtet werden“ (Dok. 33). Das erbarmungs- und rücksichtslose Vorgehen gegen diese „Pest“ war für ihn dennoch eine selbstverständliche Voraussetzung, dem Problem Herr zu werden und eine abschreckende Wirkung zu erzielen.

Rücksichtslosigkeit: Kaum ein anderer Begriff erscheint in den dienstlichen und privaten Dokumenten der Wehrmacht so häufig zur Charakterisierung des deutsch-sowjetischen Krieges, und kaum ein anderes Wort trifft den wirklichen Charakter dieses Krieges so gut. Auch in Heinrichs Briefen wird ein wahres Schreckensbild gezeichnet: Rücksichtslos wirft der Feind alle Kräfte in den Kampf, hinterlässt auf dem Rückzug eine Spur der Verwüstung, tötet aus dem Hinterhalt. Rücksichtslos ist aber auch die Kriegführung der Wehrmacht, im Gefecht, in der Ausbeutung des Landes, im Einsatz der eigenen Kräfte. Das war er also, der „totale Krieg“, wie ihn die Militärpublizistik seit 20 Jahren thematisiert hatte⁷⁷, wie er bisher jedoch in Polen, im Norden, im Westen und auf dem Balkan nicht geführt worden war. „Kein Feldzug bisher ist mit dem jetzigen zu vergleichen“, konstatierte Heinrich bereits nach wenigen Wochen (Dok. 17). Die blutigen, erbitterten Kämpfe, die Zerstörung des Landes durch das „Sengen und Brennen“ des zurückweichenden Gegners (Dok. 13) und überhaupt durch den Krieg, die Entwurzelung der flüchtigen und vertriebenen Bevölkerung (Dok. 25) zeigten ihm, dass der von ihm schon im Ersten Weltkrieg ansatzweise erfahrenen Entwicklung vom traditionellen Waffenkrieg zum gnadenlosen Existenzkampf der Völker – jetzt auch: der Ideologien – alle Schleusen geöffnet waren. Und wieder drängte sich ihm der Vergleich mit dem Dreißigjährigem Krieg auf. Die Verwüstung des Landes und die Grausamkeit des Kampfes mit seinen Leichenbergen und Galgenbäumen erinnerten Heinrich offensichtlich an Kriegsbräuche jener Zeit, wie sie die alten Kupferstiche nach Art Jacques Callots darstellten (Dok. 35): „Es herrschen Sitten und Gebräuche, genauso wie im 30-jährigen Krieg. Nur der allein hat Recht, der sich im Besitz der Macht befindet. 6½ Jahre meines Lebens habe ich ja nun im Kriege zugebracht, aber so etwas habe ich doch nicht erlebt.“

Dieser vielleicht aufschlussreichste Beleg für das Kriegsbild Heinrichs im Ostfeldzug zeigt, dass dieser hohe Vertreter der Wehrmachtsgeneralität den singulären Charakter des deutsch-sowjetischen Krieges erkannte, aber auch hinnahm. Das rücksichtslose Gesetz des Stärkeren und der Gewalt wurde von beiden Seiten angewandt und hob die in den letzten Jahrhunderten mühsam entwickelten Rechte und Normen des „zivilisierten“, „anständigen“ Krieges auf. „Die Art u. Weise der Kriegführung hierzulande hat mit anständigem Kampf nichts mehr zu tun“, schrieb Heinrich angesichts der russischen Fernsprengungen in Kiev (Dok. 26). Doch auch er ließ diesen Kampf führen, wenn man auch sein Unbehagen zwischen den Zeilen spürt. Wie so viele meinte Heinrich sich den „Kriegsnotwendig-

⁷⁷ Vgl. beispielhaft den Artikel „Krieg“ von Adalbert von Taysen im offiziellen, im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften von Hermann Franke hrsg. Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, Bd. 1, Berlin/Leipzig 1936, S. 171–175, das jedem Offizier als Nachschlagewerk diente. Vgl. etwa S. 173: „Der Krieg wird zum totalen Krieg und trägt wieder die Züge seiner rauen Urform, des rücksichtslosen Kampfes aller gegen alle.“ Dem Handbuch war ein Begleitwort des Reichskriegsministers Blomberg vorangestellt: „Nur das wirkliche Verständnis für das Wesen eines Krieges der Jetztzeit entwickelt in der Nation die Kräfte, welche die Behauptung ihres Volkstums und Lebensraumes auf die Dauer sicherstellen.“

keiten“ fügen zu müssen und akzeptierte als verantwortlicher Offizier, dass Terror mit Gegenterror beantwortet bzw. dass Terror zur Abschreckung angewandt wurde. Zu den Kriegsnotwendigkeiten dieses Kampfes auf Biegen und Brechen wurde wie selbstverständlich auch die Funktionalität des Terrors gezählt. Besonders im Hinterland sollte mit einem Minimum an Kräften ein Maximum an abschreckender Gewalt und effizienter Ausbeutung erzielt werden. „Nur der allein hat Recht, der sich im Besitz der Macht befindet.“ (Dok. 35)

Entsprechend rücksichtslos war auch die Besatzungspolitik. Bereits im polnischen Aufmarschraum notierte Heinrici, dass auf die Zivilbevölkerung keine Rücksichten genommen werde, und verglich diesen Zustand mit dem „Altertum, wenn die Römer ein Volk niedergeworfen haben“ (Dok. 4). Nach dem Einmarsch in die Sowjetunion erhielten die oberen Truppenführer weitreichende Kompetenzen für die erste provisorische Verwaltung und Ausbeutung des Operationsgebiets. Im Bereich einer Armee übte der Armeeoberbefehlshaber die vollziehende Gewalt aus und war für die „Sicherung der großen Verkehrswege“ und die „Ausnutzung des Landes für die Bedürfnisse der Truppe zur Entlastung des Nachschubs“ verantwortlich⁷⁸. Im Gefechtsgebiet hatten die ihm unterstellten Kommandierenden Generäle diesen klaren Auftrag nach seinen Befehlen umzusetzen. Dabei legitimierte der berühmte Kriegsgerichtsbarkeitserlass vom 13. Mai 1941 das unumschränkte Alleinrecht der Okkupationstruppen, um diese Ziele auch gegen den Widerstand der Bevölkerung brutal durchzusetzen. Die traditionelle Verantwortung der militärischen Besatzungsmacht und ihrer Generäle für die Bevölkerung in den besetzten Gebieten fand in den grundlegenden Befehlen und Weisungen aus Berlin keine Beachtung. Allerdings besaßen die Befehlshaber im Osten vor Ort beträchtlichen Gestaltungsspielraum, ihre Macht als Herren des Landes in die eine oder andere Richtung zu gebrauchen. Heinricis Einstellung zur Besatzungsherrschaft war aber in den ersten Monaten ganz von den „Bedürfnissen der Truppe“ geprägt. Wie schon 1917 in Rumänien war ihm die wirtschaftliche Ausbeutung des Landes wichtiger als das Schicksal der Zivilbevölkerung. Bereits am zweiten Feldzugstag ironisierte er die „Befreiung“ der Bevölkerung mit dem Hinweis auf die Wegnahme der Pferde durch die Wehrmacht (Dok. 9). Schwerwiegender waren die ständigen Requirierungen von Nahrungsmitteln, die ihn schon Anfang Juli ahnen ließen, dass bald „das Land wohl schwer ausgesogen sein“ werde (Dok. 11). Seine Hoffnung – und ein wesentliches Ziel des Feldzugs – blieb aber, dass insgesamt „aus den eroberten Gebieten für das kommende Ernährungsjahr manches herauszuholen ist“ (Dok. 24). Im Winter nahm dann die Selbstversorgung der Truppe erschreckende Ausmaße an. Heinricis Einheiten mussten sich wegen der schlechten Nachschublage bereits ab Oktober fast vollständig aus dem Lande ernähren (Dok. 46). Wie eine Heuschreckenplage fielen sie über die knap-

⁷⁸ Befehl des Oberbefehlshabers des Heeres (Besondere Anordnungen für die Versorgung, Anl. 6, Teil C), 3. 4. 1941, in: Fall Barbarossa. Dokumente zur Vorbereitung der faschistischen Wehrmacht auf die Aggression gegen die Sowjetunion (1940/41), ausgewählt und eingel. v. Erhard Moritz, Berlin [Ost] 1970, S. 299–304, hier S. 299. Vgl. auch DRZW, Bd. 5/1: Bernhard R. Kroener [u. a.], Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs. Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1939–1941, Stuttgart 1988, S. 80f. (Beitrag Umbreit). Die spätere systematische Verwaltung und Ausnutzung des Landes für die Heimat sollte die Zivilverwaltung übernehmen, die allerdings in weiten Gebieten nie eingesetzt wurde.

pen Nahrungsmittelbestände her und hinterließen überall dasselbe Bild (Dok. 35): „Bald ist nun aber der Landstrich, in dem wir sitzen, leer gefressen.“

Welche katastrophalen Folgen das rücksichtslose Requirieren für die Ernährung der Zivilbevölkerung haben musste, war jedem klar. Heinrici bezog sich nicht nur auf die Zerstörung, sondern auch auf das „Leerfressen“ des Landes, als er schrieb (Dok. 25): „Man empfindet die zerstörende Gewalt des Krieges erst, wenn man sich mit Einzelheiten oder den menschlichen Schicksalen beschäftigt. Da wird man später allerdings wohl Bücher drüber schreiben können.“ Dennoch finden sich in diesen Dokumenten keine Hinweise auf den Willen zu einer positiven Besatzungspolitik, die den Zivilisten das Überleben erleichtert und eine Perspektive geboten hätte. Zwar sah auch Heinrici in der sowjetischen Bevölkerung eher ein Opfer des Bolschewismus, registrierte ihre Hoffnungen auf die deutschen „Befreier“ und erwähnte in diesem Zusammenhang „viele Missgriffe“ von deutscher Seite (Dok. 15), doch Konsequenzen wurden aus solchen Überlegungen vorerst anscheinend nicht gezogen. Vielmehr übernahm Heinrici das Bild vom „völlig passiven“ Russen, der nicht fähig sei, sein Land, aus dem „Unendliches herausgeholt werden“ könne, selbständig auszunutzen und der deswegen dazu gezwungen werden müsse (Dok. 28). Die Folgen der russischen Mentalität und der bolschewistischen Herrschaft für das Land werden in seinen Briefen immer mit denselben Adjektiven bedacht: verkommen, verwahrlost, finster, dreckig, trostlos, primitiv. Alle antibolschewistischen und antislawischen Ressentiments sahen sich durch die Bekanntschaft mit den „Segnungen bolschewistischer Kultur“ (Dok. 15), mit dem „grauenhaften Zustand der Verkommenheit, Verwüstung und Verschmutzung durch den Bolschewismus“ (Dok. 25) und mit dem an sich gutmütigen, im Kampf aber grausamen und im täglichen Leben völlig initiativlosen Russen – mit dem „man natürlich nicht vorwärtskommen“ könne (Dok. 42) – voll bestätigt. Das schien zugleich zu rechtfertigen, dass in diesem Krieg und diesem Land Rücksichten nicht angebracht waren. Die Tendenz, aus ideologischen und utilitaristischen Gründen über das Schicksal von Millionen Zivilisten mitleidlos hinwegzugehen, führte bei Heinrici – und nicht nur bei ihm – zu Überlegungen, die mit jeder Tradition „anständiger“ Kriegführung bewusst brachen. In Hinblick auf die scheinbar bevorstehende Eroberung Moskaus schrieb er Ende Oktober 1941 (Dok. 29): „Ob wir in das Kommunistentennest aber hineingehn oder es verhungern und erfrieren lassen, statt wilde Straßenkämpfe aufzuführen, werden wir erst noch mal sehn.“

Die Forderung Hitlers vom 30. März 1941, die Generäle müssten im „Vernichtungskampf“ gegen die Sowjetunion „von sich das Opfer verlangen, ihre Bedenken zu überwinden“⁷⁹, wurde von Heinrici befolgt, ohne dass er dieser Ansprache beigewohnt hätte. Das überkommene Ideal des „sauberen“ Krieges maß sich vor allem an einem „ritterlichen“ Umgang mit dem militärischen Gegner und einer „anständigen“ Behandlung der Zivilbevölkerung. Diese alten Maßstäbe des Handelns der Militärelite wurden nun bewusst zurückgestellt, sie spielten im gnaden-

⁷⁹ Generaloberst Halder, Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939–1942, hrsg. v. Arbeitskreis für Wehrforschung, bearb. v. Hans-Adolf Jacobsen, Bd. 2: Von der geplanten Landung in England bis zum Beginn des Ostfeldzuges (1. 7. 1940–21. 6. 1941), Stuttgart 1963, S. 337.

losen Kampf gegen die Rote Armee und in der rücksichtslosen Ausbeutung der besetzten Gebiete zunächst kaum noch eine Rolle. Die Generäle ließen sich auf die Spielregeln von Hitlers Eroberungs- und Weltanschauungskrieg ein. Bei einem reflexionsfähigen Offizier wie Heinrichi geschah das keineswegs ahnungs- und willenlos, sondern durchaus in voller Erkenntnis der Kriegsziele und seiner Folgen. Als Rechtfertigung dienten – neben der neuen Militärdoktrin vom „totalen Krieg“ – die Härte und Rücksichtslosigkeit des bolschewistischen Erzfeindes, aber auch der scheinbar jenseits aller westlicher Normen stehende Zustand von Land und Leuten. An einer sehr bezeichnenden Stelle seiner Briefe beschrieb Heinrichi seinen Eindruck dieser Fremdheit (Dok. 28): „Dies Volk ist schon garnicht mehr mit unseren Maßstäben zu messen. Ich glaube, man könnte ihm nur wirklich gerecht werden, wenn man nicht wie wir allmählich zu Fuß zu ihm vordränge, sondern wie in einem fremden Erdteil mit dem Schiff zu ihm führe und, indem man von unsern Ufern abstieße, innerlich jede Verbindung mit dem löste, das wir zu Hause gewohnt sind.“ Offenbar meinte Heinrichi, wie ein frühneuzeitlicher Konquistador einen fremden Kontinent zu betreten und die christlich-abendländischen Normen hinter sich zu lassen. Das schien den Zivilisationsbruch zu rechtfertigen: War man in dieser unzivilisierten Umgebung nicht gezwungen, einen unzivilisierten Krieg zu führen? Selbst bei einem konservativ-christlichem Offizier wie Heinrichi machte sich unter diesen Verhältnissen ein Werteverfall bemerkbar. Bezeichnend dafür war die Episode vom „toten Russen“ (Dok. 37): Die unbestattete Leiche eines gefallenen Gegners dient für mehrere Wochen dem Kommandierenden General als Ziel- und Wendepunkt seiner Spaziergänge.

Der Werteverfall kennzeichnet auch die Einstellung zu den Juden, mit deren Schicksal er in den Monaten vor dem Überfall auf die Sowjetunion im Generalgouvernement konfrontiert wurde. Die „schreckliche[n] Juden mit Davidsstern am Ärmel“ störten Heinrichi in seinem polnischen Quartierort genauso wie die im selben Satz genannten Wanzen und Läuse (Dok. 3). Kühl und ohne jedes Zeichen der Empörung beschrieb er die Versklavung der jüdischen (und polnischen) Bevölkerung, ihre Aushungerung durch die deutschen Behörden, ihre Verelendung und Ghettoisierung (Dok. 4–6). Die nationalsozialistische Politik gegen die Juden im besetzten Polen blieb ihm also nicht verborgen, doch eine grundsätzliche Opposition gegen das Regime erweckte dies in ihm ebenso wenig wie vorher die antisemitischen Maßnahmen im Reich. Die katastrophalen Verhältnisse im Generalgouvernement stimmten Heinrichi bereits auf den von seinen französischen Erfahrungen so verschiedenen Feldzug in der Sowjetunion ein, vor allem auf die Rücksichtslosigkeit des deutschen Vorgehens. Nach seinen Beobachtungen in Polen durfte ihn die brutale Behandlung der slawischen und jüdischen Bevölkerung in den eroberten sowjetischen Gebieten nicht mehr überraschen. Ob er von dem Massenmord der Einsatzgruppen etwas wusste und wie er sich zu ihnen stellte, geht aus den Privatdokumenten Heinrichis nicht hervor⁸⁰. In ihnen kommt aber einmal kurz und eher indirekt das alte Feindbild des „jüdischen Bolschewismus“

⁸⁰ Im Zusammenhang mit den Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Hamburg gegen ehemalige Angehörige des Sonderkommandos 7b stritt Heinrichi 1968 jede Kenntnis über die Mordaktionen (und „Enterdungsmaßnahmen“) ab. Vgl. die entsprechenden Dokumente in: BA-MA, N 265/57.

zum Vorschein. Die Beschreibung der „Segnungen bolschewistischer Kultur“ ergänzte Heinrici durch die Feststellung (Dok. 15): „Davidsterne sind überall an Wände und Decken gemalt.“ Die antisemitische Note des Antibolschewismus Heinricis war nach wie vor unverkennbar, und man muss annehmen, dass ihm das Schicksal der jüdischen Bevölkerung unter deutscher Besatzung nicht sonderlich am Herzen lag, auch wenn er ihre massenhafte Ermordung sicher abgelehnt hätte.

Hier zeigen sich die Grenzen dieser privaten Quelle, die für die Einstellung Heinricis zum deutsch-sowjetischen Krieg und seinen Erscheinungsformen höchst aufschlussreich ist, über die Einzelheiten seines Handelns aber nur unzureichend Auskunft gibt. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass die Mentalität und das Kriegsbild der Generäle ihr Handeln entscheidend mitbestimmten. Außerdem beschreibt diese Quelle das Verhältnis zum besonderen Charakter dieses Krieges, das zum folgenreichen Gegenteil von Handeln führte: zum geschehen und laufen lassen der Dinge, die als diesem „totalen“ Kampf der Völker und Weltanschauungen immanent hingenommen wurden. Angesichts der Vorbildfunktion und hohen Verantwortung des oberen militärischen Führers war das eine höchst bedenkliche Haltung. Der gleiche General Heinrici, der für seine Soldaten ein geradezu väterliches Verantwortungsbewusstsein und große Einsatzbereitschaft zeigte, in dieser Hinsicht also ein vorbildlicher Führer war, stand den von ihm genau registrierten Grenzüberschreitungen dieses Krieges offensichtlich mit verantwortungsloser Passivität, teilweise sogar Gleichgültigkeit gegenüber. Dabei war er alles andere als ein fanatischer Nationalsozialist, auch wenn er mit manchen Zielen und Methoden des Regimes übereinstimmte. Doch stellt sich die Frage, ob sich das Verhalten der Generäle im Krieg gegen die Sowjetunion mit dem Hinweis auf den Nationalsozialismus hinreichend erklären lässt.

Wenn man die im vorigen Kapitel analysierten Prägnanzen mit der Kriegswahrnehmung Heinricis im ersten Jahr des Ostfeldzugs vergleicht, lassen sich grundsätzliche Beobachtungen machen, die zur Beantwortung dieser Frage beitragen. Der Antibolschewismus der traditionellen Eliten mit seinen antislawischen und antijüdischen Ingredienzien sowie die Radikalisierung der Militärdoktrin in der Zwischenkriegszeit bildeten ein hochexplosives Gemisch, an das der Nationalsozialismus nur noch die Lunte anlegen musste. Diese in Folge des Ersten Weltkriegs entstandenen mentalen Dispositionen führten dazu, dass die singuläre Brutalisierung der Kriegführung im Osten von einem verantwortlichen General wie Heinrici nicht nur erkannt, sondern zunächst auch akzeptiert wurde. Diese wesentliche Voraussetzung des Handelns war nicht eigentlich nationalsozialistisch, auch wenn die Einflüsse der NS-Ideologie solche Tendenzen noch verschärft haben dürften. Verstärkt wurden sie auch durch die Attraktivität des totalitären Staates für einen nationalkonservativen Offizier, der in diesem Regime viele Ziele moderner Militärpolitik, autoritärer Innenpolitik und expansiver Außenpolitik verwirklicht sah. Die Realisierung hegemonialer Träume der Kaiserzeit schien zum Greifen nah, so dass noch in der ersten Phase des Ostfeldzugs in imperialen und kolonialen Dimensionen gedacht wurde. Die „unschönen“ Seiten der Diktatur fielen dagegen nicht so schwer ins Gewicht. Die Skepsis, später die Kritik oder gar Opposition richteten sich nicht gegen die Ziele, sondern gegen die Möglichkeiten, nicht gegen das Regime an sich, seine Politik, seine Gesamtstrategie, son-

dern gegen taktische und operative Einzelheiten. Vieles spricht dafür, dass die aus der Analyse der Privatdokumente Heinrichs gewonnenen Ergebnisse sich auf zahlreiche, vielleicht sogar die meisten der anderen höchsten Generäle an der Ostfront übertragen ließen. Heinrich war in dieser Hinsicht wohl ein „Durchschnittsgeneral“, monarchisch-nationalkonservativ sozialisiert, politisch interessiert, ohne sich in die Politik einzumischen, dem NS-Regime weder so fernstehend wie etwa Hoepner oder Stülpnagel noch so nahestehend wie beispielsweise Reichenau oder Schobert. Gab es zwischen diesen Generälen aber überhaupt große Unterschiede in ihrem Kriegsbild und seinen Folgen für die Kriegführung? Ein genaues Ergebnis auf Grundlage eines Vergleichs steht noch aus.

4. Ausblick

Das endgültige Scheitern der Blitzkriegskonzeption gegen die Sowjetunion im Winter 1941/42 bedeutete einen tiefen Schock für die Wehrmachtsgeneralität. Von nun an musste sie sich auf einen langen Krieg einrichten, der andere Forderungen an die Kriegführung und Besatzungspolitik stellte als der geplante Feldzug von wenigen Monaten. Doch trotz der ungewissen Perspektiven wurde Heinrichs Beurteilung der Gesamtlage nach Ende der sowjetischen Gegenoffensive im Mai 1942 zunächst wieder etwas zuversichtlicher. Noch Anfang November 1942 beurteilte er die deutsche Lage als „befriedigend“⁸¹ und äußerte sich positiv über eine „sehr zuversichtliche Führerrede“⁸². Erst nach der alliierten Landung in Nordafrika und der Einkesselung, schließlich Vernichtung der 6. Armee in Stalingrad nahmen seine Aufzeichnungen einen durchgehend pessimistischen Ton an. Jetzt verstärkte sich seine Kritik an der Herausforderung eines „neuen überstarken Feindes“ im Osten (Dok. 2, Anm. 119) und an der „falschen Beurteilung Rußlands durch die entscheidenden Stellen“⁸³. Heinrich warf den obersten Wehrmachtsinstanzen mangelndes Durchsetzungsvermögen gegen Hitler vor⁸⁴. Im operativ-taktischen Bereich kritisierte der Defensivspezialist dabei besonders, dass sie es nicht wagten, „auf einer Meinung zu bestehen, die nach Aufgeben oder Rückzug, nicht nach Durchhalten aussah oder nach kühnem Wagen. Dabei hätte ein vorübergehendes Ausweichen gerade die Möglichkeit zu doppelten Erfolgen geschaffen.“⁸⁵ Nach der Niederlage von Stalingrad zog Heinrich daher eine ernüchternde Zwischenbilanz⁸⁶: „Insgesamt gesehen, hat sich das deutsche Heer

⁸¹ Tagebuch Heinrichs, 5. 11. 1942, in: BA-MA, N 265/13: „Gesamtergebnis: Der Krieg ist noch nicht gewonnen. Es ist aber kein Grund zur Besorgnis. Militärisch u. auf dem Lebensmittelsektor stehen die Dinge befriedigend. Es gibt aber auch Knappheitsgebiete: z. B. Betriebsstoff.“

⁸² Tagebuch Heinrichs, 8. 11. 1942, in: Ebenda: „Besser u. eindrucksvoller als die zur Eröffnung des Winterhilfswerks.“

⁸³ Tagebuch Heinrichs, 22. 1. 1943, in: Ebenda.

⁸⁴ Tagebuch Heinrichs, 19. 2. 1943, in: Ebenda Diese Kritik richtete sich namentlich gegen Halder und Zeitzler.

⁸⁵ Ebenda: „Dies alles hat psychologische Gründe. Vor dem Kriege u. im Kriege haben so oft namhafte Persönlichkeiten sich gegen militärische Wünsche des Führers gestellt. Generaloberst v. Fritsch, Beck, General v. Wietersheim wandten sich gegen seine Pläne. Sie schienen Defaitisten zu sein, und behielten in den Problemen, um die es sich damals handelte, auch Unrecht.“

⁸⁶ Ebenda.

übernommen. Ihm wurden Aufgaben gestellt, die in ihrer Ausdehnung nur dann zu lösen waren, wenn der Feind wie Frankreich z.B. restlos zusammenbrach. Als er das im Osten nun aber nicht tat, fehlte es der Führung an Einsicht und Weisheit.“

Diese Kritik richtete sich natürlich auch gegen Hitler. Im September 1943 prognostizierte Heinrich die bevorstehende Niederlage und äußerte erstmals deutliche Vorbehalte gegen das NS-Regime⁸⁷. „Wie sehr bricht auf ein Mal alles zusammen, was den Menschen seit 1933 Anbetung und Götze war.“ Doch selbst diese Erkenntnis führte keineswegs zu einer grundsätzlich oppositionellen Haltung, geschweige denn zur Entscheidung, eine andere Rolle spielen zu wollen als die eines gehorsamen Armeeoberbefehlshabers. Vielmehr handelte er bis zuletzt gemäß der Einstellung, die er im Juli 1943 für die deutsche Bevölkerung diagnostiziert hatte⁸⁸: Alle seien „gewillt, durchzuhalten, denn jedem ist es klar, dass in diesem Krieg es keine Niederlage geben darf, denn was danach käme, das ist überhaupt nicht auszudenken. Deutschland u. wir selbst mit ihm würden untergehen.“ In dieses Bild vom Kampf um Sein oder Nichtsein passten keine Begriffe wie Opposition und Widerstand oder gar Meuterei und Putsch. Das offenbar auch bei Heinrich nach 1942 wachsende Unbehagen an der Diktatur wurde zurückgestellt. Das Attentat vom 20. Juli lehnte er ab⁸⁹, verwendete sich aber anschließend, wenn auch ohne Erfolg, für den ihm bekannten Mitverschwörer Schulze-Büttger⁹⁰. Auch in den dramatischen letzten Kriegswochen war er zu keiner Zeit bereit, aktiv auf ein vorzeitiges Ende von Diktatur und Krieg hinzuarbeiten. Als ihn Albert Speer Mitte April 1945 angesichts des „Nerobefehls“ mit Überlegungen über eine Ermordung Hitlers konfrontierte, will er geantwortet haben⁹¹: „Ich kann mir wohl denken, daß ich im äußersten Fall den Gehorsam versagen kann, der mit dem Eide verbunden ist. Aber als Soldat, vor dem Feind, der angreift, den obersten Befehlshaber, dem ich Treue schwur, ermorden, das kann ich nicht!“ Zwei Wochen darauf geriet er mit Keitel und Jodl in Konflikt, weil er als Folge ihrer Befehle sinnlose Menschenopfer befürchtete, die er mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte. Aber statt Befehlsverweigerung und eigenmächtigem Handeln wählte er den Ausweg, von seinem Posten zurückzutreten. „Man sagte mir, schalte diese Leute aus, nimm sie gefangen oder tue sonst was; dann wäre ich in den Augen des deutschen Volkes der Mann gewesen, der als Soldat im letzten Augenblick den Führer verraten hätte, und von dem man gesagt hätte: ohne diesen Verräter wäre noch manches anders geworden.“⁹²

⁸⁷ Heinrich an seine Frau, 6. 9. 1943, in: BA-MA, N 265/157, Bl. 98–101: „Wir sind im letzten Stadium dieses Krieges. Das muß man völlig klar sehen. Eine Wendung aus eigener Macht giebt es nicht mehr. Das ist vorbei.“

⁸⁸ Tagebuch Heinrichs, 5. 7. 1943, in: BA-MA, N 265/13.

⁸⁹ Vgl. den Brief Heinrichs an seine Kinder, 27. 7. 1944, in: BA-MA, N 265/158, Bl. 100: „Die traurigen Vorgänge in Deutschland in den letzten Tagen haben uns alle den Atem verschlagen. Es ist wirklich ein Wunder, dass bei dieser Gewalt der Explosion dem Führer nichts passiert ist.“

⁹⁰ Reinecke (Chef des NS-Führungstabs der Wehrmacht) an Heinrich, Berlin 24. 10. 1944, in: BA-MA, N 265/35, Bl. 54.

⁹¹ Aufzeichnung Heinrichs, kurz nach Kriegsende, in: BA-MA, N 265/114. Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt a. M./Berlin 1969, S. 471, datiert das Gespräch auf den 15. 4. 1945, ohne auf den von Heinrich geschilderten Inhalt einzugehen.

⁹² Heinrich an seine Frau, Niebüll 5. 5. 1945, in: BA-MA, N 265/158, Bl. 137–146. Vgl. ebenda: „Dein

Die in der Krise vor Moskau sich ankündigende Niederlage der Wehrmacht im Osten führte bei Heinrici zu kritischerem Denken, nicht aber zu anderem Verhalten gegenüber dem NS-Regime. Bis zuletzt diente er Hitler als gehorsamer Soldat. Dagegen zog er in seinem Befehlsbereich durchaus Konsequenzen aus der Tatsache, dass die Sowjetunion anders als Frankreich nicht unter den militärischen Rückschlägen zusammengebrochen war, sondern sich als unerwartet stark und widerstandsfähig erwies. Nachdem die Winterkrise überwunden und Heinrici im Juli 1942 wieder an die Front zurückgekehrt war, begann er sich nach einer mehr als halbjährigen Pause wieder mit der russischen Zivilbevölkerung zu beschäftigen. Im operativ eher ruhigen Jahr des Mittelabschnitts der Ostfront von Mitte 1942 bis Mitte 1943 konnte er sich ganz anders mit dem Land und seinen Menschen auseinandersetzen als im Bewegungskrieg und den Abwehrkämpfen zuvor. Außerdem musste er sich als Armeeoberbefehlshaber auf eine längere Besatzungszeit in seinem nun jeweils viele Monate konstanten Frontabschnitt einstellen. Bereits im August 1942 gewann Heinrici „ein ganz anderes Bild von den Menschen hier“, die der Wehrmacht vorher „im wesentlichen als Partisanen erschienen sind“⁹³. Er bemühte sich fortan wenigstens ansatzweise um eine konstruktive Besatzungspolitik, um die Bevölkerung zur Mitarbeit zu gewinnen und die Partisanengefahr zu bannen. Der Erfolg des geschickt inszenierten Erntedankfests von 1942, „ein psychologischer Volltreffer in Bezug auf die Lenkung des russischen Volkes“, ließ bei Heinrici Hoffnungen auf einen Stimmungsumschwung zugunsten der deutschen Besatzungsmacht aufkommen⁹⁴. Er vertrat nun die Ansicht, „nicht gegen, sondern mit dem Russen muß man Rußland erobern“, und meinte dies „gefühlbetonte Volk“ leicht beeinflussen zu können, wenn man auf es „eingeht u. ihm etwas hilft“⁹⁵. Trotz bleibender Skepsis⁹⁶ verfolgte er zunächst diesen Kurs und meinte noch Anfang 1943 befriedigt feststellen zu können, dass in keinem anderen Abschnitt „die russische Bevölkerung so willig, weil anständig behandelt“ sei wie im Bereich der 4. Armee⁹⁷.

Das neue Bemühen um eine „anständige“, positive Besatzungspolitik wurde aber von vornherein und immer stärker durch die „Kriegsnotwendigkeiten“ behindert. Zum einen blieb die Ernährungslage der Bevölkerung äußerst gespannt; ihr von Heinrici beobachtetes „elendes Hungerleben“, das besonders die Kinder traf⁹⁸, konnte auch von der dafür mitverantwortlichen Wehrmacht kaum gebessert

pessimistischer Mann hat nun doch am Ende recht behalten, das Ende ist da, das ich längst kommen sah. Grausig, furchtbar ist Gottes Gericht. Und doch hat es erst begonnen. Wer weiß, was Schlimmes noch folgen wird. Furchtbares an inneren Erschütterungen, seelischen Qualen, Zweifeln und Kämpfen habe ich in den letzten 3 Wochen durchgekämpft. Pflicht, Gehorsam, Gewissen und eigene Überzeugung haben miteinander gerungen.“

⁹³ Heinrici an seine Frau, 16. 8. 1942, in: BA-MA, N 265/156, Bl. 67f.

⁹⁴ Tagebuch Heinricis, 7. 10. 1942, in: BA-MA, N 265/13. Vgl. auch Heinrici an seine Frau, 12. 10. 1942, in: BA-MA, N 265/156, Bl. 85.

⁹⁵ Tagebuch Heinricis, 7. 10. 1942, in: BA-MA, N 265/13.

⁹⁶ Vgl. ebenda: „Aber ich glaube, es ist schwierig, dies zu verwirklichen. Natürlich gibt es hierzulande viele Leute, die als Feinde des Bolschewismus das heutige Rußland ablehnen. Aber es gibt noch mehr, die trotz allem überzeugte Deutschenfeinde und gegen uns eingestellte Russen bleiben.“

⁹⁷ Heinrici an seine Familie, 30. 1. 1943, in: BA-MA, N 265/157, Bl. 14f.

⁹⁸ Heinrici an seine Frau, 30. 7. 1942, in: BA-MA, N 265/156, Bl. 62: „[Die] Leute und vor allem die Kinder führen ein elendes Hungerleben und sind über jeden Bissen froh, den sie von uns erhalten.“

werden. Zum anderen hatte die brutale Zwangsrekrutierung von russischen Arbeitskräften für Feld- und Schanzarbeiten vor Ort sowie für den Arbeitseinsatz im Reich katastrophale Folgen für die russischen Familien. Anders als in der Anfangsphase des Feldzugs kommentierte Heinrici diese Zustände nun mit deutlichem Mitgefühl⁹⁹. „An und für sich kann einem die eingeborene Bevölkerung hier ja leid tun. Alles ist hier durcheinander.“ Doch auch er konnte die militärisch begründete Ausbeutung der Zivilbevölkerung nicht verhindern, die besonders in der Zeit der systematischen Absetzbewegungen seiner Armee seit März 1943 zu unerträglichen Härten, vor allem zum Abbrennen der Dörfer und Verschleppen der arbeitsfähigen Zivilisten führte¹⁰⁰. Diese Rücksichtslosigkeit im Zeichen des „totalen Krieges“ zerstörte alle positiven Ansätze, und schon bald musste Heinrici feststellen, dass sich die Einteilung des besetzten Volks in drei Teile verfestigte¹⁰¹: die immer mehr anwachsende Partisanenbewegung und ihre Helfer, die aktiv mit den Deutschen zusammenarbeitenden Antibolschewisten sowie der graue Rest der indifferenten, sich vor beiden Seiten fürchtenden Bevölkerung. So scheiterten erst der Feldzug, dann die Besatzungsherrschaft und schließlich die gesamte Kriegführung.

Die Schwierigkeiten der Besatzungspolitik trugen dazu bei, dass Russland für Heinrici fremd und unheimlich blieb, „eine fremde, zurückstehende, mittelalterliche Kultur, nicht unser Europa, sondern ein anderer Kontinent“¹⁰². Dennoch gewann er diesem Land anders als in den ersten Monaten nun auch positive Seiten ab. Besonders beeindruckte ihn „das Urwüchsige, das sich in allem Leben dieses gewaltigen Landes äußert. Hier ist auf dem platten Lande noch nichts verbildet und gekünstelt. Hier waltet die Natur noch ungebändigt. Hier besteht gegenüber ihren Eingriffen nur das Gesunde und Starke.“¹⁰³ Aus dieser geradezu sozialdarwinistischen Analyse leitete er die überlegene Härte des sowjetischen Soldaten ab, die schwer mit der nationalsozialistischen Vorstellung vom minderwertigen Slawen in Einklang zu bringen war¹⁰⁴. Je länger der Krieg dauerte, desto größer wurde die Achtung vor diesem „überstarken Feind“ (Dok. 2, Anm. 119), gegen den es längst nicht mehr um die noch 1941 gehegten imperialen Ziele, sondern um das nackte Überleben ging. Das schien mehr denn je einen erbitterten und rücksichtslosen Abwehrkampf der Wehrmacht zu rechtfertigen. Vor allem gegenüber den Partisanen galt für Heinrici weiterhin die Forderung nach Vernichtung ohne Pardon¹⁰⁵.

⁹⁹ Heinrici an seine Familie, 28. 3. 1943, in: BA-MA, N 265/157, Bl. 31.

¹⁰⁰ Vgl. ebenda: „So werden die Familien zerrissen, der eine ist zurückgeblieben, der andere baut Wege oder Bunker und der dritte kommt nach Münster in die Landwirtschaft. Niemand von den Leuten weiss, wohin ihn die Zukunft treibt, Habe und kümmerlicher Besitz ist verloren. Dankbar sind sie schon, wenn wir dafür sorgen, dass sie was zu essen kriegen. Es gehört schon die Leidenstfähigkeit des Russen dazu und seine Unterwürfigkeit, um all dies so durchzumachen.“

¹⁰¹ Bericht Heinricis an seine Familie, 16. 4. 1943, in: Ebenda, Bl. 74–76.

¹⁰² Tagebuch Heinricis, 23. 11. 1942, in: BA-MA, N 265/13.

¹⁰³ Bericht Heinricis an seine Familie, 15. 4. 1943, in: BA-MA, N 265/157, Bl. 74.

¹⁰⁴ Vgl. ebenda: „Und daraus wird es verständlich, daß der russische Soldat in vielen praktischen Dingen und in seiner Härte den Äußerungen der Natur gegenüber dem deutschen überlegen ist.“ Vgl. auch Heinrici an seine Frau, 30. 7. 1942, über das Überleben versprengter Feindesteile, in: BA-MA, N 265/156, Bl. 62: „Sie sind eben wie die Tiere, unsere Leute würden solch eine Zeit einfach nicht durchhalten können.“

¹⁰⁵ Bericht Heinricis an seine Familie, 16. 4. 1943, in: BA-MA, N 265/157, Bl. 74–76.

Allerdings machten sich bei ihm nun erstmals auch Bedenken gegen die „totale“ deutsche Kriegführung breit. Die Tatsache, dass die sowjetische Regierung ihn gemeinsam mit Model öffentlich als Kriegsverbrecher anprangerte, ließ ihn keineswegs unberührt¹⁰⁶. Heinrici wurde deutlich, dass in einem kurzen Krieg die Rücksichtslosigkeit der eigenen Kriegführung noch kontrollierbar sein mochte, in einem langen Krieg aber immer mehr zu Hemmungslosigkeit auszuarten drohte. Gerade die Rückzugsbewegungen der Heeresgruppe Mitte seit Frühjahr 1943 waren mit Verwüstungen verbunden, die in seinen Augen das Kriegsnotwendige weit überschritten. Das „fortgesetzte Abbrennen und Zerstören“ fand er schließlich unerträglich¹⁰⁷ und versuchte gegen eine planlose, ungezügelter Umsetzung der Strategie der „verbrannten Erde“ vorzugehen, etwa im September 1943 bei der Räumung von Smolensk¹⁰⁸. Die Verrohung der Kriegführung hatte den Zustand erreicht, dass „jeder Trossknecht sich dazu berufen fühlte, Zerstörungen vorzunehmen“¹⁰⁹. Doch Heinrici musste nun die Erfahrung machen, dass diese Entwicklung, von der er sich jetzt mit Hinweis auf andere militärische Traditionen und seine soldatische „Erziehung“ distanzierte¹¹⁰, nicht umzukehren war¹¹¹: „Der Krieg hat hier ja Formen angenommen, die den Dreissigjährigen weit übertreffen. Trotz aller Bemühungen, dies einzudämmen, weil es mir in der Seele zuwider ist, fühlt man sich oft machtlos. Das Handwerk des Soldaten ist kein befriedigendes mehr.“ Und im März 1944 resümierte er¹¹²: „Glaubte man hier die Sache verhindert zu haben, so flammte an anderer Stelle der Brand hoch. Es war eine Krankheit, die sich überall verbreitet hatte und wo trotz aller Befehle und Gegenmassnahmen einfach nicht gehen anzugehen war.“

Diese Krankheit aber war eine Folge der Kriegführung, auf die man sich im Juni 1941 nach den politisch-ideologischen Vorgaben Hitlers bewusst eingelassen hatte. Die damals von der Wehrmachtführung gerufenen und von den Frontkommandeuren geduldeten Geister wurde man nun nicht mehr los. Im Bewegungskrieg der „Barbarossa“-Phase meinte man eine in jeder Beziehung rücksichtslose Kriegführung beherrschen und von ihr militärisch profitieren zu können. Doch nach dem Scheitern des anfänglichen Siegeslaufes erwies sich die in den Monaten wilden Kampfes und wilder Besatzung zugelassene moralische Deformation als so tiefgreifend, dass sie allein durch disziplinarische Maßnahmen nicht mehr zu beheben war. Dass sich die Generäle später vor allem mit solchen Disziplinierungsversuchen und ihrer gleichzeitig veränderten Einstellung zur Besatzungspolitik rechtfertigten, führt in die Irre. Das erste Jahr und besonders das erste halbe Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges ist in seiner richtungsweisenden und folgenrei-

¹⁰⁶ Ebenda; Heinrici an seine Frau, 8. 4. 1943, in: Ebenda, Bl. 41–43.

¹⁰⁷ Tagebuch Heinricis, 19. 9. 1943, in: BA-MA, N 265/43, Bl. 125.

¹⁰⁸ Vgl. dazu das Material in: BA-MA, N 265/46. Ebenda auch weitere Befehle Heinricis gegen unkontrollierte Zerstörungsmaßnahmen. Sein Verhalten in Smolensk führte noch Monate später zu Beschwerden der Luftwaffe bei Hitler, der eine Stellungnahme Heinricis anforderte. Vgl. Busch (Oberbefehlshaber Heeresgruppe Mitte) an Heinrici, 15. 6. 1944, in: Ebenda, Bl. 6.

¹⁰⁹ Tagebuch Heinricis, 18. 3. 1944, in: BA-MA, N 265/14.

¹¹⁰ Heinrici an seine Familie, 3. 11. 1943, in: BA-MA, N 265/157, Bl. 120: „So war die Kriegführung früher nicht, dass alles vernichtet werden musste. Mir liegt so etwas nicht; wir sind früher anders erzogen.“

¹¹¹ Heinrici an seine Familie, 10. 10. 1943, in: Ebenda, Bl. 110.

¹¹² Tagebuch Heinricis, 18. 3. 1944, in: BA-MA, N 265/14.

chen Bedeutung nicht zu unterschätzen. Die Aufzeichnungen Gotthard Heinricis geben davon ein direktes und ungeschminktes Zeugnis, niedergeschrieben von einem an hoher Stelle verantwortlichen General mit guter Beobachtungsgabe und über das rein Militärische hinausgehendem Interesse. Das macht den Wert dieser Quelle aus.

Dokumente¹¹³

(1) *Tagebuch, [französische Kanalküste] 21. September 1940 (BA-MA, N 265/9)*

Der Chef Hollidt¹¹⁴ sieht den Krieg noch nicht sobald am Ende; die großen geplanten Neuaufstellungen, die Verlegung der Heeresgruppe B und 2er A[rmee]O[ber]K[ommando]s nach dem Osten¹¹⁵ scheinen ihm auch keine reine Friedensmaßnahme zu sein. Ich halte es zunächst für weiter nichts als für ein Druckmittel gegenüber einem Partner, der schon einiges gemacht hat (Rumänien), was uns nicht so sympathisch war¹¹⁶. Daß für fernere Zeit der Kampf gegen den „Bolschewismus“ als Weltanschauung doch noch einmal wahr wird, möchte ich nicht ablehnen. Was zur Zeit aus Nützlichkeitsgründen vertagt ist, braucht auf die Dauer nicht aufgehoben zu sein. Die scharfen Ausdrücke in „Mein Kampf“ gegen Rußland sind wahrscheinlich nicht nur als leere Worte geschrieben. Der Ausspruch des Führers im letzten Herbst (39), als uns die Westgegner den Krieg erklärten, unter diesen Umständen müsse er sich selbst mit dem Teufel verbinden¹¹⁷, deutet Ähnliches an. – Insgesamt scheint sich nur eins abzuzeichnen: das Schwergewicht der Dinge zieht unsere Politik zwangsläufig in immer größere Unternehmungen, auch solche, die sie anfänglich nicht geplant hat. Der erste Erfolg wirft neue Probleme auf, die folgerichtig immer größer werden. Das schwierigste scheint mir dann zu sein: den richtigen Endpunkt zu finden und zu setzen. Vieles ähnelt heute doch Napoleon. Er marschierte doch auch wohl nicht freiwillig nach Moskau, sondern weil der Kampf gegen England ihn dazu zwang.

(2) *Tagebuch, [französische Kanalküste] 25. März 1941 (BA-MA, N 265/10, Bl. 66f.)*

Wir stehn zwischen 2 Interessen Polen. Der eine liegt noch im Westen [...]. Alles geht nach dem Osten, den auch wir bald erleben werden. Dorthin richten sich

¹¹³ Der Text der Dokumente ist buchstabengetreu wiedergegeben, lediglich offensichtliche Schreibfehler wurden stillschweigend korrigiert.

¹¹⁴ Karl Hollidt (1891–1985), Generalleutnant, Mai–Oktober 1940 Chef des Generalstabes der 9. Armee, der Heinricis Korps unterstellt war. – Die Biogramme konzentrieren sich ganz auf die Zeit der Dokumente, die Lebensdaten Hitlers und anderer allgemein bekannter Persönlichkeiten (Napoleon, Goethe etc.) werden nicht erneut erfasst.

¹¹⁵ Am 12. 9. 1940 war die Heeresgruppe B (Generalfeldmarschall von Bock) mit der 4. und 12. Armee an die Ostgrenze verlegt worden, wo sich zuvor allein die 18. Armee zur Grenzsicherung befunden hatte. Vgl. DRZW IV, S. 216–219.

¹¹⁶ Zu den noch labilen deutsch-rumänischen Beziehungen vor der Machtübernahme Antonescus im September 1940 vgl. Andreas Hillgruber, Hitler, König Carol und Marschall Antonescu. Die deutsch-rumänischen Beziehungen 1938–1944, Wiesbaden 1954, S. 9–93.

¹¹⁷ Vgl. auch Halder, Kriegstagebuch, Bd. 1: Vom Polenfeldzug bis zum Ende der Westoffensive (14. 8. 1939–30. 6. 1940), Stuttgart 1962, S. 38 (28. 8. 1939), über eine entsprechende Äußerung Hitlers.

in 2. Linie unsere Blicke. Bald werden uns dort neue Aufgaben entstehen. Major Knüppel¹¹⁸ wird uns heute von Warschau eingehendere Nachrichten über unsere Zukunft bringen. Ganz wohl ist mir bei dem Gedanken nicht, daß auch dort ein neuer Feind entstehen soll¹¹⁹. $\frac{3}{4}$ der Welt sind dann gegen uns. Es scheint fast gesetzmäßig zu sein, daß der Kampf gegen England den Weg nach Rußland führt. Bei Napoleon war es nicht anders. Aber es sind heute zweifellos auch gewichtige Gründe, die für solche Auseinandersetzung sprechen.

(3) *Brief an seine Frau, [Siedlce]¹²⁰ 22. April 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 9)*

Hier ist es wenig schön, schlechtes kaltes Wetter, noch gar kein Frühling, Wanzen u. Läuse laufen überall herum, ebenso schreckliche Juden mit Davidsstern am Ärmel.

(4) *Brief an seine Frau, [Siedlce] 25. April 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 11)*

Heute Abend kommen wir in eine gewisse Selbständigkeit, indem wir ein Haus beziehen, welches als Casino für die Volksdeutschen in 2 äußerlich unbeschreiblich häßlichen Häusern hergerichtet wird. Polen u. Juden tun Sklavendienste, um alles schnell fertig zu machen. Sie arbeiten Tag u. Nacht. Rücksichten werden hier zu Lande nicht auf sie genommen. Es ist hier etwa so wie im Altertum, wenn die Römer ein Volk niedergeworfen hatten.

(5) *Brief an seine Familie, [Tomaszow] 9. Mai 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 15)*

Gestern Abend war ich bei General v. Gienanth¹²¹ in Spala – dem Jagdschloss der russischen Zaren – zu Gast. Was ich dort von den Verhältnissen in Polen hörte, klingt ja nicht sehr erfreulich. Aber morgen kommt hier der General Gouverneur¹²² her, überall müssen die Juden Fahnenmasten zum Willkomm errichten,

¹¹⁸ Wilhelm Knüppel (*1902), Major i.G., seit April 1940 1. Generalstabsoffizier (Ia) des XXXXIII. Armeekorps.

¹¹⁹ Vgl. auch den Tagebucheintrag vom 29. 1. 1941, in: BA-MA, N 265/10, Bl. 56: „Die Masse unserer Leute steht im Osten. Sind sie gegen Rußland dort bereitgestellt? Man kann sich das nicht vorstellen. Alle Lieferungen von dort würden für lange Zeit aufhören. Viele Divisionen wären lange gebunden. Oder ist es doch nötig, um uns Handlungsfreiheit auf dem Balkan zu schaffen, die uns Rußland etwa nicht geben will?“ Im Rückblick betonte Heinrici seine Skepsis noch wesentlich stärker, jetzt ohne Anerkennung der „gewichtigen Gründe“ für den Ostfeldzug. Tagebuch Heinrici, 23. 1. 1943, in: BA-MA, N 265/13: „Eins aber ist sicher, obwohl ich immer allein mit dieser Meinung stand: Der Krieg gegen Rußland war nicht der Richtige. Fürchtete man seine Rüstung u. seine sicher insgeheim gehegten Absichten, so mußte die Kunst der Politik diese Gefahr bannen, nicht aber ein neuer überstarker Feind zu den bisherigen hinzugebracht werden. Ich habe im Februar 41 an Otto Kogler geschrieben, als er darum fragte, ich kann es mir nicht vorstellen, daß man sich ohne Zwang einen derartigen Gegner auf den Hals zieht, nachdem man bereits gegen die halbe Welt kämpft. Das Gleiche habe ich einige Tage später in Nancy Oberst Röhrich zum Ausdruck gebracht.“ Vgl. auch das Tagebuch Heinrici, 10. 11. 1942, in: Ebenda: „Man hätte sie zu Verbündeten machen sollen, auch auf Kosten der Meerengen, der Dardanellen, der russische Krieg hat zuviel deutsche Kraft verbraucht und hält zuviel von ihr gebunden.“

¹²⁰ Heinrici war am 18. 4. 1941 in der zwischen Warschau und dem Bug gelegenen Stadt Siedlce eingetroffen, in der das Generalkommando sein vorderes Quartier bezog. Das hintere Quartier lag in Tomaszow südöstlich von Warschau. In den Tagen vor dem deutschen Angriff bezog Heinrici seinen Gefechtsstand am Bug ostwärts von Losice.

¹²¹ Curt Freiherr von Gienanth (1876–1961), General der Kavallerie, Juli 1940–September 1942 Militärbefehlshaber im Generalgouvernement.

¹²² Hans Frank (1900–1946), Oktober 1939–Januar 1945 Generalgouverneur von Polen.

und wo hässliche Stellen sind, werden grüne Tannenwände gebaut. Den Polen stehen wöchentlich 100 Gramm, den Juden 0 Gramm Fleisch zu. Wovon die Leute eigentlich leben, weiss niemand so recht zu sagen. Was in Zukunft aus diesem Lande mal werden soll, ist ebenso unklar.

(6) *Brief an seine Familie, [Siedlce] 17. Mai 1941 (BA-MA, N 265/35, Bl. 27–30)*

Ein unbeschreibliches Elend herrscht in diesem Lande¹²³. Am krassesten tritt es in den Städten in Erscheinung. Zur Hälfte sind sie im Krieg 1939 zerstört, in der anderen Hälfte wohnt die zurückgebliebene Zivilbevölkerung und dazu 50–60% mehr Menschen, die aus der Provinz Posen, aus dem Warthegau oder sonst woher als Juden oder unerwünschte Elemente abgeschoben sind. Man sagt, auf ein Zimmer kämen 8–20 Personen. Wie es darin aussieht, kann sich jeder vorstellen. Häuser und Wohnungen sind in dem Zustand belassen, in welchen der Krieg sie versetzt hat. Die Fenster sind häufig mit Brettern oder Pappe geschlossen, wo sie vorhanden sind, sind sie mit schmutzigen Gardinenfetzen verdeckt. Die Wände zeigen überall die Spuren von Granat- und Bombensplittern. In dem Schutt der Ruinen suchen noch heute Juden und zerlumppte Kinder, ob sie etwas finden können. Regnet es, sind die Straßen im Umsehen ein schmieriger Schlamm. Ist es trocken, fliegt der Staub in Wolken durch die Luft. Man empfindet ordentlich den Schmutz, den man einzuatmen gezwungen ist. Geht man durch die engen Straßen, so mischen sich mit dem unvorstellbare Gerüche von Armut und Verkommenheit.

Ähnlich, wie das Straßenbild, sieht auch die Bevölkerung aus, im Anzug heruntergekommen und verwahrlost. Die wenigsten können wahrscheinlich ihre Bekleidung erneuern. Man trifft Gestalten, die buchstäblich in Lumpen gehüllt sind, bei denen Rock und Hose aus Fetzen bestehen. Zwischen ihnen lungern an Ecken und an Kirchtüren Bettler herum, denen Gliedmaßen fehlen und deren Zustand zum Teil abstoßend ist.

Die Juden sind bei uns in einem Ghetto vereinigt¹²⁴. Sie sind gekennzeichnet durch eine weiße Armbinde mit einem blauen Stern. Das Ghetto ist in den kleinen Städten nicht von der Bevölkerung getrennt. Das findet man nur in Warschau, wo eine 3 Meter hohe Mauer, bewehrt mit Stacheldraht und Glas, sie hermetisch abschließt. In den kleinen Städten laufen sie frei herum und werden zur Arbeit herangezogen, sind als Handwerker oft auch unentbehrlich. Typisch für das Land hier ist, daß, wenn man etwas braucht, was nicht zu beschaffen ist, man es allein durch den Juden bekommt. Er ist auch sofort bereit, es zu besorgen. Bei der körperlichen Arbeit bringt er sich im übrigen nicht um. Feiertage gibt es für ihn nicht. Er schaufelt Sonnabend und Sonntag, aber er tut, sei es bei Straßenarbeiten oder

¹²³ Vgl. auch den Brief an die Familie, 30. 4. 1941, in: BA-MA, N 265/155, Bl. 13: „Dies Generalgouvernement ist wirklich der Kehrichthaufen Europas.“

¹²⁴ Vgl. auch Heinrichs Brief an seinen früheren Vorgesetzten, Oberstleutnant von Selle, 15. 5. 1941, über seinen Besuch in der Stadt Rawa Mazowiecka, in der er 1914/15 stationiert war, in: BA-MA, N 265/35, Bl. 24–26: „Im großen aber bot das alte Judennest noch das gleiche Bild. Nur daß die Juden, mit denen unser Ortskommandant, Major Jacobi, soviel Scherereien hatte, nicht mehr frei herumlaufen dürfen, sondern in einem Ghetto eingesperrt sind.“ Über das Ghetto in Siedlce vgl. Józef Kazimierski, *Okupacja i zbrodnie hitlerowskie na Podlasiu w latach 1939–1944*, in: *Okreg Siedlecki 1942–1944*, Warschau 1977, S. 148–179, hier S. 160f.

als Bauarbeiter, nur dann etwas, wenn er überwacht wird. Sonst geht er, wie ich dies von meinem Fenster aus oft sehe, sofort zur Ruhe über.

So, wie es mit dem Äußeren ist, ist es auch um die Ernährung der Bevölkerung bestellt. In unserer Stadt ist die Brotration für die Polen auf 75 Gramm, für Juden auf 65 Gramm festgesetzt. Man sagt, die Polen erhielten 100 Gramm Fleisch die Woche, die Juden weniger. Man ist immer wieder erstaunt, daß die Leute noch leben. Die Juden sollen Reserven besessen haben, mit denen sie sich bis heute über Wasser hielten. Allmählich gehen auch diese zu Ende und wie dann die Verhältnisse werden, kann man sich nicht vorstellen. Neulich traf ich einen Leichenzug. Es wurde ein Jude zu Grabe getragen. Da kein Sarg vorhanden war, wurde die Leiche auf einer Zeltbahn, die an zwei Stangen befestigt war, nur mit einer Decke verhüllt, zum Friedhof herausgebracht.

(7) Brief an seine Frau, 17. Juni 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 33f.)

Die Amerikaner scheinen nun auch zielbewußt in den Krieg hinein zu steuern. Die deutschen Konsulate in U.S.A. sollen neuerdings alle geschlossen sein¹²⁵. Sollten sie wirklich in die Sache hinein steigen, dann sind wir glücklich beim Weltkrieg Nr. 2. Wir werden sehen, wie lange dann diese Sache noch dauert. Wir stehen wohl vor dem Beginn größerer Ereignisse. Es ist alles nach Kräften vorbereitet.

(8) Brief an seine Frau, 21. Juni 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 36)

Wenn dieser Brief abfährt, ist der neue Feldzug losgegangen. Er soll einen Nachbarn ausschalten, der uns möglicherweise gefährlich werden kann, wenn es gegen England – sei es am Suez Kanal oder auf der Insel – geht. Er soll ferner uns landwirtschaftliche Gebiete bringen, die in der Lage sind, soviel zu liefern, daß ganz Europa von ihnen leben kann. Das Letztere ist wohl die Hauptsorge, nachdem Amerika sich bereits inoffiziell im Kriege mit uns befindet. In gewissem Grade spielt natürlich auch der weltanschauliche Gegensatz eine Rolle.

Wie sich der neue Feind schlagen wird, weiß niemand. Im Finnenkrieg hat sich seine Führung als sehr schlecht erwiesen. Der einfache Soldat ist wie im Weltkriege zu Anfang sicher kein schlechter Gegner. Die Stimmung in der Truppe soll drüben ganz zuversichtlich sein.

Seit Wochen sind hier bei uns ungeheure Mengen an Menschen u. Material vorübergezogen. Die Entfaltung der Machtmittel ist gewaltig groß. Man hofft auf eine schnelle Entscheidung. Es wäre erwünscht, wenn dieses einträte.

(9) Kriegsbericht an seine Familie, 23. Juni 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 38)

Wir haben gestern eine russische Division gegenüber gehabt, die in der Überraschung völlig zersprengt ist. Überall in den großen Wäldern, in den zahllosen Gehöften sitzen verlorene Soldaten, die oft genug hinterrücks schießen. Der Russe führt überhaupt hintertückisch Krieg. Unsere Leute haben daraufhin mehrfach stark aufgeräumt, ohne Gnade. [...] Überall nehmen unsere Leute auf Suche nach Vorspann den Bauern die Pferde weg. In den Dörfern großes Geheul u. Weh-

¹²⁵ Die USA hatten das Deutsche Reich am 16. 6. 1941 aufgefordert, seine Konsulate zum 10. 7. 1941 zu schließen.

klagen. So wird die Bevölkerung „befreit“. Aber wir brauchen Pferde u. der Bauer wird wohl Geld später kriegen.

(10) *Kriegsbericht an seine Familie, 24. Juni 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 39)*

Feldmarschall von Kluge¹²⁶ steckt uns Marschziele, die bei den Witterungsverhältnissen und insbesondere dem mangelhaften Nachschub über die Bugbrücken schwer zu erfüllen sind. Trotzdem sind sie mit äußerster Willensanstrengung am Abend erreicht worden. In 3 Tagen haben wir den Weg vom Bug bei Mielnik bis zum Nordostrand des Forstes Bialowieza durchmessen. Die Vorausabteilungen sind weit darüber vor. Es ist eine ungeheure Leistung. Dabei haben viele Truppen noch heute ihre Feldküchen nicht heran, sondern leben von der eisernen Portion. Das Land muß allerdings auch genügend hergeben. Hühner, Schweine und Kälber lassen in reichlichem Maße ihr Leben. Es beginnt Brotmangel, denn es gelingt nicht, nachzuschieben, weil die kümmerlichen Pionierbrücken noch immer mit Gefechtsfahrzeugen voll besetzt sind. Die Divisionen haben Ausdehnungen in der Tiefe an die 100 km. [...] Im grossen scheint der Russe mit seinen Kräften nach Osten abzuziehen. Wenn er zum Kampf gestellt wird, schlägt er sich aber sehr hart. Er ist ein viel besserer Soldat wie der Franzose. Ausserordentlich zähe, verschlagen und hinterlistig. Manche Verluste entstehen dadurch, daß hinterrücks unsere Leute abgeschossen werden. Die Gefangenen, die gemacht sind, bisher nur wenige hundert, weisen allerhand Volkstypen auf. Davon Leute, die mehr wie Chinesen als wie Russen aussehen.

(11) *Kriegsbericht an seine Familie, [Lyskov] 4. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 40)*

Der Krieg in Russland ist ungeheuer blutig. Der Feind hat Verluste erlitten, wie sie in diesem Kriege bisher nicht gesehen sind¹²⁷. Den russischen Soldaten ist von ihren Führern gesagt worden, sie würden alle von uns erschossen. Statt sich zu ergeben, schiessen sie nun hinterrücks auf jeden Deutschen. Das fordert natürlich wieder unsererseits Gegenmassnahmen heraus, die hart sind. So steigern sich beide Parteien gegenseitig empor, mit der Folge, dass Hekatomben von Menschenopfern gebracht werden. Dazu kommt Unübersichtlichkeit des Geländes: überall Wald, Sumpf, hohes Getreide, in dem sich die Russen verstecken können, kurz, schön ist es hier nicht. [...] Morgen geht es weiter nach Osten, ins Innere Russlands. Es ist noch nicht endgültig geschlagen. Aber es ist schwer angeschlagen¹²⁸. Die russischen Flieger sind seit Tagen völlig verschwunden. Das ist ein

¹²⁶ Günther von Kluge (1882–1944), Generalfeldmarschall, September 1939–Dezember 1941 Oberbefehlshaber der 4. Armee, Dezember 1941–Juli 1944 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte.

¹²⁷ Das XXXXIII. Armeekorps (künftig: A.K.) war nach dem deutschen Angriff vom 22. 6. 1941 an der Südflanke der Schlacht von Bialystok eingesetzt und ging dann weiter nach Osten vor. Die Rote Armee verlor in der Doppelschlacht von Bialystok (bis 1. 7.) und Minsk (bis 8. 7.) 324 000 Mann an Gefangenen, 3300 Panzer und 1800 Geschütze. Vgl. DRZW IV, S. 452 f., S. 461.

¹²⁸ Vgl. auch Halder, Kriegstagebuch, Bd. 3: Der Rußlandfeldzug bis zum Marsch auf Stalingrad (22. 6. 1941–24. 9. 1942), Stuttgart 1964, S. 38 (3. 7. 1941): „Es ist also wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Feldzug gegen Rußland innerhalb [von] 14 Tagen gewonnen wurde. Natürlich ist er damit noch nicht beendet. Die Weite des Raumes und die Hartnäckigkeit des mit allen Mitteln geführten Widerstandes wird uns noch viele Wochen beanspruchen.“

grosser Vorteil. [...] Bis jetzt gab es noch Hühner und Eier und Kälber. Bald aber wird das Land wohl schwer ausgesogen sein.

(12) *Brief an seine Frau, [Lyskov] 5. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 62)*

Wir haben hier in einer Apotheke gewohnt, die einem alten Juden gehört. Er ist ganz froh, die Bolschewiken los zu sein. Alle Besitzenden haben sie wohl recht schlecht behandelt. Wir sind durch eine Menge von Gütern gekommen. Die Besitzer sind alle von den Bolschewiken beseitigt worden, die Güter sind verkommen, zerstört, verwahrlost, in furchtbar verkommenem Zustand. Sie waren als Arbeiterkasernen oder Barackenlager eingerichtet. Die russischen Soldaten scheinen auch keine überbegeisterten Bolschewiken zu sein. Die Gefangenen klagen vor allem über die schlechte Verpflegung, auch hätten ihre Vorgesetzten sie recht mäßig behandelt. Wahre Volksgemeinschaft scheint also wenig vorhanden gewesen zu sein. Da die Kommissare die Soldaten am Überlaufen hindern und sie mit der Pistole zum Kampf zwingen, schlagen die Soldaten nun wieder die Kommissare tot.

(13) *Brief an seine Frau, [Kozov] 6. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 63)*

Nachdem unsere Schlacht erledigt ist, rücken wir zur Zeit in kurzen Etappen nach Osten vor. Die Zusammendrängung der Truppen macht das Vorgehen langsamer als uns allen lieb ist, dazu erschweren die unglaublichen Wegeverhältnisse das Vorwärtkommen. Herr Gott, ist das ein finsternes Land, nördlich der Pripjetsümpfe, Wald, überall Wald, dazwischen Kilometer breite Sumpfstrecken, wo man bis in die Knie im Modder versinkt. Bloß von oben sieht die Sache besser aus. Gestern bin ich im Storch¹²⁹ meine Marschkolonnen abgeflogen, da sah alles wie ein reizendes Spielzeug aus.

Unser vor uns gestandener Russe ist nun vernichtet. Die Angelegenheit ist ungeheuer blutig gewesen. Teilweise wurde überhaupt kein Pardon mehr gegeben. Der Russe benahm sich viehisch gegen unsere Verwundeten¹³⁰. Nun schlugen u. schossen unsere Leute alles tot, was in brauner Uniform umherlief. Noch immer stecken aber die großen Waldgebiete voll von Versprengten und Flüchtlingen, teils mit teils ohne Waffen, die eine ausgesprochene Gefahr sind. Man kann Divisionen hindurchschicken, und trotzdem entgehen in diesen ungangbaren Gebieten 10000sende der Gefangennahme¹³¹.

Stalin hat nun den Befehl gegeben, alles beim Rückzug zu vernichten, was uns zu Gute kommen könnte¹³². Nun geht das Sengen und Brennen wie zu Napoleons

¹²⁹ Das dreisitzige Kabinenflugzeug Fieseler Fi 56 „Storch“, ein wendiges Kurzstartflugzeug, diente den höheren Stäben vor allem als Verbindungs- und Aufklärungsflugzeug („fliegender Kübelwagen“).

¹³⁰ Zur Tötung deutscher Kriegsgefangener vgl. Alfred M. de Zayas, Die Wehrmacht-Untersuchungsstelle. Deutsche Ermittlungen über alliierte Völkerrechtsverletzungen im Zweiten Weltkrieg, unter Mitarb. v. Walter Rabus, München ³1980, S. 273–307; DRZW IV, S. 784–789.

¹³¹ Vgl. auch den Brief an seine Frau, 8. 7. 1941, in: BA-MA, N 265/155, Bl. 65: „Aus den Wäldern werden immer noch einzelne Russen herausgeholt. Aber wer weiß, wie viele noch drin stecken. Niemand ist in der Lage, diese Wald- u. Sumpfgebiete abzusuchen. Die russischen versprengten Soldaten wollen auch nichts anderes, als in Civil ihre Heimat erreichen u. wieder Bauern sein. Sie wollen nicht als Gefangene nach Deutschland und wollen auch vom Krieg nichts mehr wissen.“

¹³² Stalin hatte am 3. 7. 1941 in seiner berühmten Rundfunkansprache zum „vaterländischen Verteidigungskrieg“ aufgerufen und befohlen, vor dem Rückzug „alles wertvolle Gut“ zu vernichten.

Zeit u. auch z.Z. 1915 wieder los. In Minsk, einer Stadt von 200 000 Einwohnern, sollen – nach Schilderung meines Oberbefehlshabers, Generaloberst v. Weichs¹³³ – noch 2 Sowjetprunkgebäude stehn, alles andere abgebrannt sein. In unserem Quartierort Kozow steht noch 1/3 der Häuser, den Kern der Stadt haben die roten Kommissare verbrannt, die Bevölkerung, die das nun seit 1915 zum 4. Mal excerziert, mag die Nase voll haben!

(14) *Brief an seine Frau, [Lachowize] 8. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 64)*

Bleierner Himmel, man sagt 40° Hitze, undurchdringliche Staubwolken, tiefer Sand, Kennzeichen dieses Tages. Ich war heute zur Heeresgruppe herübergefahren, welche dicht bei uns liegt und erzählte dem Feldmarschall v. Bock¹³⁴ von unsern Kämpfen. Er sagte, sie hätten zu dem Schwersten gehört, was diese Operation gebracht habe, vielleicht seien sie das Schwerste gewesen. Nun, ich habe das gemerkt, das kann ich wohl sagen. Jetzt hängen wir nun weit zurück, marschieren jeden Tag 30–35 km, die Pferde zwingen kaum durch den Sand, aber wir müssen weiter. Denn unsere mot. Kräfte kämpfen 200 km vor uns, allein, auf sich gestellt. Vielleicht überwältigen sie allein ohne unsere Hilfe den Russen. Dann müssen wir noch weiter laufen.

Heute nachmittag haben wir zum ersten Mal gebadet. Es war ein Genuß. Unser Ort Lachowize liegt an einem der üblichen Sumpftäler, durch den sich ein Bach schlängelt. Bei der Hitze läuft der Soldat, sowie er Ruhe hat, nur noch braungebrannt in Badehose herum. Ob es mitten in der Stadt oder sonst wo ist, überall sieht man nur noch nackte Männer. Heute mußte eine Kommunistin erschossen werden, die in unserm Rücken versprengte Russen verpflegte und gegen uns mit allen Mitteln arbeitete. So ist hier der Krieg. Vorgestern las Balzen von meiner Hose die erste Wanze ab. Ich wohne nur noch in Räumen, aus denen alles Mobiliar entfernt ist. Die Verkommenheit hier ist unbeschreiblich.

(15) *Brief an seine Frau, [Kopyl] 11. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 66)*

Wir sind nun im richtigen Rußland, Kopyl heißt heute das Nest. Alles ist im Zustand greulichster Verkommenheit. Wir lernen die Segnungen bolschewistischer Kultur schätzen. Einrichtungsgegenstände gibt es nur primitivster Art. Wir wohnen meist in leeren Stuben. Davidsterne sind überall an Wände u. Decken gemalt. Die Kirchen sind alle zu politischen Versammlungsräumen umgestaltet. In jedem Ort sind große Parteihäuser, wo Stalin und Lenin verherrlicht sind, als Liebling des Volkes, der Kinder, der Frauen, der Arbeiter, der Soldaten u.s.w. In den Städten steht meist auf dem Markt ein cementener Stalin, nicht unähnlich dem alten Hindenburg. Läden gibt es nicht. Die Bauern müssen für die Gemeinschaft arbeiten, erhielten 1/3 des Dorfertrages in Nahrungsmitteln (Deputat) u. 80 Rubel im Jahr. Ein Kilo Butter kostete 36 Rubel! Sonst standen jedem Genossen eine Reihe

Diese Strategie der verbrannten Erde behinderte nicht nur die deutsche Kriegführung, sondern verschlechterte auch die Lebensbedingungen der zurückbleibenden Bevölkerung. Vgl. DRZW IV, S. 731–733.

¹³³ Maximilian Freiherr von Weichs (1881–1954), Generaloberst, Oktober 1939–Juli 1942 Oberbefehlshaber der 2. Armee.

¹³⁴ Fedor von Bock (1880–1945), Generalfeldmarschall, April–Dezember 1941 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Januar–Juli 1942 der Heeresgruppe Süd.

Sachen zu, die er als Entgelt für seine Arbeit in einem staatlichen Depot, das in jeder Stadt ist, empfangen konnte: Seife, Cigaretten, Strümpfe, 1 Anzug pro Jahr! Das ist das Sowjetparadies. Niemand wagt, ein freies Wort zu reden. Jeder hat Angst zu sprechen. Kinder wurden im Alter von 15 Jahren zu Haus fortgeholt u. in die Bergwerke am Don geschickt. Sie erfuhren nichts mehr von ihrer Familie u. diese nicht von ihnen. Wir haben solche als Soldaten gefangen. Nun hofft die Bevölkerung, von solchem Druck befreit zu werden. Schlecht ist nur, daß sich niemand verständigen kann. Dadurch gibt es auch viele Mißgriffe¹³⁵.

Der Bolschewik kämpft vorläufig am Dnjepr. An einzelnen Stellen ist er schon überschritten. Das bedeutet für uns laufen, daß die Zunge heraushängt, immer laufen, laufen, laufen. Ich glaube, nach dem Kriege schafft man die Infanterie ab. Der Unterschied zwischen Motor u. Menschenkraft ist zu groß.

(16) *Brief an seine Frau, [Bobrujsk] 20. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 68)*

Der Russe ist sehr stark u. kämpft verzweifelt¹³⁶, angetrieben durch seine Kommissare. Schlimm sind vor allem die Waldgefechte. Überall erscheint plötzlich der Russe u. schießt, überfällt Kolonnen, einzelne Wagen, Meldefahrer u.s.w. Der Krieg ist jedenfalls hier sehr schlimm, dazu kommen die ungeheueren Wegeschwierigkeiten, die riesengroßen Räume, die unendlichen Wälder, die Schwierigkeit der Sprache u.s.w. Alle Feldzüge waren bisher wohl ein Kinderspiel gegen die augenblicklichen Kämpfe. Die Verluste bei uns sind erheblich¹³⁷, beim Russen sehr, sehr groß.

(17) *Brief an seine Frau, [Bobrujsk] 22. Juli 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 69f.)*

Wir haben vorgestern den Feind, das russische 66. Korps, das nach Bobruisk vorstoßen wollte, zum Rückzug gezwungen. Leider ist es aus dem Kessel, der sich so schön anbahnte, entwischt. Zwar haben wir es arg angeschlagen. Aber mit dem Erfolg größeren Maßstabes war es wieder nichts. Wir sind hierbei von der Truppe etwas im Stich gelassen worden. Sie ist bei den heftigen u. unerfreulichen Kämpfen hier etwas laurig geworden. Das Kennzeichen des Krieges sind die überall in den Wäldern auftretenden russischen Banden¹³⁸. Sie überfallen jeden einzelnen.

¹³⁵ Über die militärische Besatzungspolitik im Bereich der Heeresgruppe Mitte in diesen Monaten weiß man noch wenig. Vgl. die knappen Hinweise in den älteren Gesamtdarstellungen: Alexander Dallin, *Deutsche Herrschaft in Rußland 1941–1945. Eine Studie über Besatzungspolitik*, Düsseldorf 1958; Gerald Reitlinger, *Ein Haus auf Sand gebaut. Hitlers Gewaltpolitik in Rußland 1941–1944*, Hamburg 1962; Norbert Müller, *Wehrmacht und Okkupation 1941–1944. Zur Rolle der Wehrmacht und ihrer Führungsorgane im Okkupationsregime des faschistischen deutschen Imperialismus auf sowjetischem Territorium*, Berlin [Ost] 1971. Vgl. auch Theo J. Schulte, *The German Army and the Nazi Policies in Occupied Russia*, Oxford [u.a.] 1989. Vgl. für Weißrussland jetzt auch: Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944*, Hamburg 1999.

¹³⁶ Das XXXXIII. A.K. war nach der Schlacht von Bialystok bis nach Bobrujsk an der Berezina vorgestoßen und wurde dort seit Mitte Juli in langwierige Stellungengefechte verwickelt.

¹³⁷ Allein im Juli 1941 verlor das deutsche Heer 63 099 Mann an Toten, im ersten Quartal des Feldzugs waren es 185 198 Mann, d. h. 6,8% des Ostheeres, 2060 pro Tag. Vgl. Rüdiger Overmans, *Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg*, München 1999, S. 277–279.

¹³⁸ Vgl. den Brief an seine Frau, 13. 7. 1941, in: BA-MA, N 265/155, Bl. 67: „Jetzt geht für uns dieser elende Bandenkrieg los u. wir müssen Wälder ausräumen.“ Zur Entstehung der Partisanenbewegung, die sich in den ersten Monaten vor allem aus versprengten Sowjetsoldaten, entflohenen Kriegsgefangenen, Vernichtungsbataillonen und von den Deutschen verfolgten Zivilisten rekrui-

Nur an die größere Truppe trauen sie sich nicht heran. Aber auch sie erleidet in den Waldkämpfen fühlbare Verluste. Dabei sind die Kämpfe alle besonders hinterlistig vom Russen geführt. Sie werfen sich in den Kornfeldern hin, stellen sich tot und schießen dann von hinten auf unsere Leute. Die machen sie dann erbittert nieder. Kein Feldzug bisher ist mit dem jetzigen zu vergleichen. [...] Hoffentlich bricht der russische Widerstand eines schönen Tages zusammen, denn die Lagen, die geschaffen sind, sind für den Russen in keiner Weise erfreulich. Im Gegenteil befindet er sich in übler Lage. Er ist zum 2. Male an vielen Stellen durchbrochen. Aber die abgeschnürten Teile wehren sich erbittert, und man hat nicht das Gefühl, als ob im Großen geschn der russische Widerstandswille gebrochen sei, oder als ob das Volk ihre bolschewistischen Führer vertreiben wolle. Vorläufig hat man den Eindruck, als wenn der Krieg, auch wenn Moskau besetzt würde, weitergeht, irgendwo aus der Tiefe dieses unendlichen Landes.

(18) *Brief an seine Frau, [Bobrujsk] 1. August 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 76f.)*

[Das] scheußliche Wald- u. Sumpfgelände, die miserablen Wege u. auch die Ermüdung der Truppe, dazu die ungeheuren Entfernungen läßt vieles nicht zum Tragen kommen, was sonst selbstverständlich erschien. Es haben sich alle Leute in dem Russen verschätzt¹³⁹. Immer hieß es, er sei miserabel geführt. Die bisherigen Proben seiner Führungskunst zeigen den Erfolg, daß er vorübergehend einen Stillstand unserer Operationen erreicht hat, und unsere Leute seine Hinterlist fürchten. Nun erleben wir jetzt täglich, daß so an 100 Mann bei uns überlaufen. Vielleicht bricht der Laden drüben doch eines Tages im Großen zusammen, indem die einfachen Soldaten nicht mehr mitmachen. Vorläufig sagen sie immer, sie wollten nicht kämpfen, aber die Kommissare zwingen sie dazu¹⁴⁰. So recht sieht man durch die Zustände drüben nicht hindurch. Eine ungeheure Energie mobilisiert nur rücksichtslos alle Kräfte und setzt sie ohne Schonung ein. So hat sie damit Erfolge erreicht, die früheren Gegnern von uns nicht beschieden waren. Erheblich sind auch unsere Verluste. Rußland hat an ihnen mindestens soviel gekostet, als die anderen Feldzüge zusammen.

Wie nun einmal die Dinge hier abgeschlossen werden, ist noch sehr wenig zu übersehen. Man hat nicht das Empfinden, als ob der Russe gesonnen sei, den Krieg wie die Franzosen eines Tages aufzugeben. Möglicherweise erleben wir einen Stellungskrieg im Winter tief in Rußland. Darauf freut sich schon heute jeder, der daran denkt. Denn alle Zustände sind hier denkbar primitiv. Die Stadt Bobruisk von 91 000 Einwohnern – die jetzt meist fort sind – ist ein hauptsächlich aus Holzhäusern bestehendes Drecknest. Die Hauptstraße erinnert in Königsberg an den

tierte, vgl. Erich Hesse, *Der sowjetrussische Partisanenkrieg 1941 bis 1944 im Spiegel deutscher Kampfpanweisungen und Befehle*, Göttingen 1969, S. 38–70. Vgl. auch John Armstrong (Hrsg.), *Soviet Partisans in World War II*, Madison/Wisc. 1964.

¹³⁹ Vgl. Halder, *Kriegstagebuch III*, S. 170 (11. 8. 1941): „In der gesamten Lage hebt sich immer deutlicher ab, daß der Koloß Rußland, der sich bewußt auf den Krieg vorbereitet hat, mit der ganzen Hemmungslosigkeit, die totalitären Staaten zu eigen ist, von uns unterschätzt worden ist.“

¹⁴⁰ Vgl. auch Heinrichs *Tagebuch*, 30. 7. 1941, in: BA-MA, N 265/11: „Es ist fast unverständlich u. immer wieder dasselbe: Insgesamt kämpft der Russe mit fanatischer Zähigkeit. Im einzelnen betont er immer wieder seine Kriegsmüdigkeit, seinen Willen überzulaufen, seinen Haß gegen die Kommissare, die ihn mit der Pistole zum Kampf zwingen. Es sind 2 Haltungen, die sich aufs Schlechteste vereinigen lassen.“

Nassen Garten¹⁴¹. Wohnungs-Einrichtungen gibt es nicht. Die Leute haben auch nichts, da ihnen ja alles seit 20 Jahren fortgenommen ist. Unsere Dolmetscher sagen immer, die Menschen seien froh, daß die Deutschen da wären. Zweifellos wäre es ein Segen, wenn der Bolschewismus, seine Methoden u. seine Wirkungen von dieser Erde verschwänden. Er ist greulich. Aber er ist ein widerliches Tier, das sich wütend wehrt.

(19) *Brief an seine Frau, [Bobrujsk] 4. August 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 79)*

Jeden Tag gibt es neue Krisen, nervenaufreibende Augenblicke, und wir sind dieses Bobruisk hier reichlich satt. Dazu ist das Leben, das man führt, reichlich ungesund. Viel zu viel Fleischnahrung in Ermangelung von anderem, viel zu viel Rauchen, wenig Bewegung, immer wieder unterbrochene Nächte, in denen sich bald dies, bald jenes ereignet, und von denen man am Tage halb zerschlagen ist. Die Gedanken kreisen nur immer um unsere Kampforgen und finden für keine Ausspannung Zeit. Schön ist es hier nicht.

(20) *Brief an seine Frau, 19. August 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 84)*

Wir stehen am Ende einer Operations Periode¹⁴². 2 russische Korps mit 7 Divisionen sind vernichtet. Wir selbst haben an 10000 Gefangene, die Armee insgesamt etwa 50000. Kriegsmaterial, vor allem Artillerie, Fahrzeuge u.s.w. steht in unübersehbaren Mengen in den Wäldern herum. Die Russen haben es meist in den Sumpf gefahren, damit wir es nicht gebrauchen können. Nachdem die Fronten bei dieser Einkesselung durcheinandergekommen u. die feindlichen Verbände zerbrochen sind, wimmelt es nun wieder einmal in den Wäldern pp. von einzelnen russischen Gruppen oder Leuten. Denn eine unendliche Anzahl hält sich versteckt oder sucht auf Schleichwegen der Gefangenschaft zu entgehen.

(21) *Brief an seine Frau, 23. August 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 86–88)*

Trotz aller Niederlagen hat der Russe doch eine erstaunliche Widerstandskraft aufgebracht. Gestern las ich die Aussage eines gefangenen russischen Armeebefehlshabers, der behauptete, sie würden weiterkämpfen, auch wenn Moskau verloren ginge. Ich möchte es auch meinen. Eine Änderung wird nur kommen, wenn innerlich das System in Rußland zu Fall kommt. Ob jetzt die Voraussetzungen dafür schon geschaffen sind, ist mir zweifelhaft. Es scheint in Rußland alles unter einem furchtbaren Terror zu stehn, der vorläufig keine andere Meinung aufkommen läßt. Nachdem wir die Russen so unerwartet überfallen haben mit dem Krieg, kann man sich auch vorstellen, daß viele, auch ihm nicht gleichdenkende, aus Vaterlandsliebe auf Stalins Seite treten. [...] Die Städte sind alle *völlig* verbrannt. Wir kampieren – wohnen kann man es nicht nennen – in trostlosesten Dörfern.

¹⁴¹ Arbeiterviertel am Industriehafen im Südwesten Königsbergs.

¹⁴² Am 5. 8. 1941 war das XXXXIII. A.K. von Bobrujsk aus wieder zur Offensive übergegangen, überschritt in den folgenden Tagen handstreichartig die Berezina und den Dnepr und beteiligte sich an der Kesselbildung von Gornel (24. 8. aufgelöst, 78000 Gefangene). Mit dem Erfolg von Gornel eröffnete sich die Möglichkeit eines Zusammenwirkens der Heeresgruppen Mitte und Süd zur Vernichtung der sowjetischen Kräfte im Raum Kiev. Ein entsprechender Befehl Hitlers erging bereits am 21. 8. 1941 und verlagerte damit den Angriffsschwerpunkt der Heeresgruppe Mitte vorübergehend nach Süden. Vgl. DRZW IV, S. 510f.

Heute hause ich in einer Schulklasse, denn die Schulen sind gewöhnlich noch das Sauberste. Alle Häuser sind in einem verkommenen Zustand. Nach Aussage der Einwohner gilt es hier, alles möglichst häßlich u. verarmt zu machen, um nicht als Besizender verfolgt zu werden. [...] Der Krieg hier kommt uns sehr teuer. Ob er wirklich nötig war?

(22) *Brief an seine Frau, 1. September 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 89)*

Fast laufend wechseln die Lagen und treten neue Forderungen heran¹⁴³. Das geht nun ununterbrochen seit 10 Wochen. Am meisten zu bewundern ist aber der einfache Infanterist, der ohne Quartier, Tag u. Nacht beansprucht, all dies ausbaldet. Wenigstens ist das Wetter hier leidlich günstig. Wir haben ununterbrochen sommerliche Wärme. Eigentlich war bis auf wenige Tage der ganze Sommer so. [...] Ich bin überzeugt, daß dieser Krieg noch lange dauert. In diesem Jahr wird er nicht beendet. Der Russe hofft auf den Winter. In dieser Zeit reorganisiert er seine angeschlagene Armee und greift dann auf Befehl der Engländer u. auf eigenen Wunsch im Frühjahr wieder an. Engländer und Amerikaner aber freuen sich, daß Nat.Soz. u. Bolschewisten sich gegenseitig so schwächen, daß sie hoffen, beide könnten ihnen nicht gefährlich werden. Wir müssen uns jedenfalls auf das nächste Kriegsjahr einstellen.

(23) *Tagebuch, Muroviika Baklanova 11. September 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Besprechung mit Ob[erbefehlshaber] 2. Armee Generaloberst v. Weichs. Neue Operation gegen Kiew¹⁴⁴. Die Heeresgruppe [Mitte] entzieht dem Schwerpunktsflügel, der die Nordzange bildet, das XIII. Korps mit den beiden besten Divisionen. Sie hat kein Interesse an der Lage der Südheeresgruppe. Dafür schickt sie einen Befehl, es solle aber alles schnell gehen. Dazu totmüde, abgekämpfte schwache Truppen. Kurzsichtige Leute dort, die an ihre eigene Operation nur denken. So sieht es gerade von hier gesehn aus. Alle Beteiligten sind sprachlos über diese Lösung. Dazu bleibt das A[rme]eO[ber]K[ommando] 2 bei der Heeresgruppe Mitte, ist aber auf Zusammenarbeit mit Süd „angewiesen“. Man faßt sich an den Kopf. Ich sage der Armee, man solle mal der Truppe einige Tage Ruhe geben, das würde sie durch vermehrte Leistungen danken. Alle, die die Zustände kennen, nicken mit dem Kopf. Unsere Armee tut dann auch, was sie in dieser Richtung erreichen kann.

(24) *Kriegsbericht an seine Familie, 12. September 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 92–96)*

Der Zustand der russischen Truppen, die uns gegenübertraten, hat sich in der letzten Zeit zweifellos verschlechtert. Vor allem ist die russische Infanterie ein

¹⁴³ Nach der erfolgreichen Schlacht von Gomel war das XXXXIII. A.K. zunächst weiter östlich nach Starodub, dann Ende August nach Süden in den Raum nördlich von Černigov verlegt worden und kämpfte sich in südlicher Richtung vor.

¹⁴⁴ Das XXXXIII. A.K. erhielt den Auftrag, von Černigov (am 9. 9. eingenommen) nach Südosten vorzustoßen und den nördlichen Umfassungsangriff zur Bildung des Kessels von Kiev in Bewegung zu halten. Das Generalkommando wurde aber bereits am 17. 9., also vor Ende der Operation (Auflösung des Kessels: 25. 9., 665 000 Gefangene, 884 Panzer, 3436 Geschütze), herausgezogen und nach Černigov zurückgenommen. Zur Schlacht von Kiev vgl. DRZW IV, S. 510–516.

wildes Durcheinander vermengter Truppenteile, die – wie sie gerade greifbar waren – in die Schlacht geworfen werden. Regimenter, mit kaum ausgebildetem Ersatz aufgefüllt, Divisionen, in denen sich die Reste zweier oder 3 früher zerschlagener wiederfanden, sind an der Tagesordnung. Panzerkorps treten als Infanteristen auf, die keine Panzer mehr haben, Luftlandebrigaden, die nichts mehr zum Landen besitzen. Trotzdem sind es immer wieder Menschenmassen, denen man mit unseren doch schon recht geschwächten Verbänden begegnet und wenn – wie jemand sagte – von 1000 schießenden Idioten auch nur 50 treffen, so fallen eben bei uns soviel brave Leute aus und wird dieser Ausfall bitterer als drüben empfunden. Leider sehr gut ist die russische Artillerie. Sie trifft und ist unerwünscht beweglich. Auch die Flieger sind schneidig und fliegen unter schwierigsten Witterungsbedingungen. Erst als unsere Jäger 15 abgeschossen hatten, bekamen wir hier eine gewisse Erleichterung. Am unangenehmsten empfindet der Deutsche immer wieder die hinterlistige Kampfweise des Russen. Selten trifft man ihn im freien Feld, und dann nur versteckt im Getreide hocken. Meist kriecht er in Wald, in Kusseln¹⁴⁵ und Sumpf und führt dort den Kampf mit Überfall und von rückwärts, wie die Läuse klebt das Volk im undurchsichtigen Gelände fest und ist auch bei zweimaligem Durchkämmen oft nicht herauszukriegen. So stellt dieser Kampf unerhört hohe Anforderungen an unsere Truppe. Man kann nur den Hut abziehen vor dem, was von ihr geleistet wird. Seit 11 Wochen jeden Tag angreifen, bald morgens, bald mittags und trotzdem immer wieder vor dem Feind stehen, jede Nacht draußen liegen in der Spannung, kommen diese braunen Kerle oder nicht, jeden Tag von den dicken, widerlich krachenden Granaten beschossen werden, jede Nacht in der Kälte und Nässe draußen sein, dazwischen in oft knietiefem Schmutz umherstapfen oder maskenartig verstaubt zu sein, es ist unerhört Großes, was da geleistet wird. Niemand, der es nicht erlebt, hat eine Vorstellung, was hier von der Truppe gefordert werden muß. [...]

Wir sind nun seit 14 Tagen in der Nord-Ukraine, nicht allzuweit von Kiew. Sie ist auf der Karte von Weißrußland durch eine richtige Landesgrenze, im Gelände durch Zerstörung fast aller Wegeverbindungen getrennt. Nur einzelne große Straßen führen durch, auf allen kleineren Verbindungen sind die Brücken im wahrsten Sinne „abgebrochen“. Das Wetter ist hier noch warm, die Wege sind endlich einmal fest geworden. Denn der Sand Weißrußlands ist dem Lehm der Ukraine gewichen. Die Bevölkerung ist besser gekleidet. Wochenlang haben wir das weibliche Geschlecht ausnahmslos nacktbeinig herumlaufen sehen. Hier haben sie plötzlich hohe Stiefel an. Die Dörfer sind alle wenigstens 2 km im Durchmesser, ja es gibt solche, die 8–10 km lang sind. Sonnenblumen- und Tabaksfelder umgrenzen die Ränder (auch wieder ein beliebtes Versteck für die russischen Soldaten). Alle Menschen kauen Sonnenblumenkerne, wir bereits auch. Viehherden gibt es – wie im übrigen überall seit der deutschen Grenze – in grosser Menge. Das Schwein läuft als Haustier – allerdings oft trichinös – auf der Straße und in der Stube herum. Auch an Getreide mangelt es nicht, wenn auch der Boden nach unseren Begriffen schlecht ausgenützt ist.

¹⁴⁵ Norddeutsch: niedriges Gebüsch.

So können wir hoffen, daß aus den eroberten Gebieten für das kommende Ernährungsjahr manches herauszuholen ist. Wir schlemmen zur Zeit in Honig, den es in großer Menge gibt. Auch Hühner und ganze Gänseherden bevölkern die Umgebung der Ortschaften. Das Kolchos-System scheint mir einen Vorteil zu bringen: daß nämlich an Stelle der Kleinfelderwirtschaft des Bauern rittergutähnliche Großfelder des Dorfes treten, die für die Ernährung des Volkes mehr leisten als Kleinbauernbesitz. Aber der Dorfbewohner in Rußland kommt, sobald wir ein Dorf besetzen, als erstes mit der Frage: Wann erhalten wir unser Land zurück, das man uns fortgenommen hat.

(25) *Kriegsbericht an seine Familie, [Černigow] 19. September 1941 (BA-MA, N 265/16, Bl. 78–82)*

Wir sitzen nun in Tschernigow in einer russischen Kaserne, von deren Zimmerdecken nachts die Wanzen Stuka-Angriffe machen. Nachdem wir eigentlich seit dem 22. Juni ununterbrochen in höchster Anspannung gewesen sind, kommen wir uns auch in diesen Verhältnissen wie beurlaubt vor¹⁴⁶.

Tschernigow war einmal eine sehenswerte Stadt von 150 000 Einwohnern. Sie ist jetzt buchstäblich ein völliger Trümmerhaufen. Das Maß der Zerstörung der russischen Städte geht weit über das hinaus, was man bisher erlebt und gesehen hat. In Tschernigow stehen tatsächlich nur vereinzelte, durch Zufall nur beschädigte Gebäude in der Stadt und ärmliche Holzhütten an den äußersten Stadtenden. Sonst ist die Stadt ein rauchender Trümmerhaufen, in mitten dessen die Ruinen Jahrhunderte alter Kirchen aufragen, deren 2 m dicke Mauern auch modernen Geschossen getrotzt haben. Dafür sind sie fast alle völlig ausgebrannt. Wo dies nicht der Fall ist, sind sie in einem derart grauenhaften Zustand der Verkommenheit, Verwüstung und Verschmutzung durch den Bolschewismus, daß man sich schauernd abwendet. [...]

Was Bolschewismus plus Krieg in den Städten dieses Landes vernichtet haben bzw. vernichten, geht weit über das Maß des 30-jährigen Krieges hinaus. Auf dem platten Lande dagegen ist schon nach wenigen Tagen kaum etwas vom Kriege zu merken. Wenn die Dörfer auch noch so beschossen sind und dadurch eine Anzahl der armseligen Panjehütten zerstört ist, wenn noch so viel Kälber, Hühner, Gänse und trichinöse Ferkel aufgegessen sind, im Großen verändert sich das Bild der Landschaft nicht. Man empfindet die zerstörende Gewalt des Krieges erst, wenn man sich mit Einzelheiten oder den menschlichen Schicksalen beschäftigt. Da wird man später allerdings wohl Bücher drüber schreiben können. In den Städten ist die Bevölkerung so gut wie restlos verschwunden. In den Dörfern sind nur Frauen, Kinder und Greise da. Alles übrige schwimmt, losgerissen von seiner Heimat, im riesigen Rußland umher, liegt nach Gefangenenaussagen zu Menschenklumpen geballt auf den Bahnhöfen und bittet die Soldaten um ein Stückchen Brot an. Ich glaube, die Opfer, die der Krieg unter diesen Entwurzelten durch Krankheit bzw. Überanstrengung fordert, sind ähnlich groß wie die bluti-

¹⁴⁶ Nachdem das Generalkommando am 17. 9. aus der Kesselschlacht von Kiev herausgezogen worden war, gewährte man ihm einige Tage der Ruhe in Černigov, bevor es am 23. 9. in die Gegend nordwestlich von Brjansk verlegt wurde, um an der Offensive auf Moskau teilzunehmen.

gen Verluste. Vielleicht werden diese Zustände zusammen mit den Niederlagen im Kampfe doch einmal in Rußland eine Opposition gegen das herrschende System erzeugen. Wie ich neulich schon schrieb, ist vorläufig davon jedoch noch gar nichts erkennbar. Die Sowjets sind im Lande so gefürchtet, ihr Terror ist so rücksichtslos, daß niemand aufzumucken wagt. Große Teile der Jugend sind außerdem absolut überzeugte Kommunisten, die auf dem Standpunkt stehen, ein primitives Volk wie das russische braucht derartige Regierungsmethoden. Es wird daher noch eines langen und nachhaltigen Druckes bedürfen, bis die inneren Zustände in Rußland so unbefriedigend sind, daß eine wirkliche Lähmung des Widerstandswillens eintritt. Der Ausfall der Ukraine, die Bedrohung des wichtigen Industriegebietes um Charkow, die Ausschaltung von Petersburg sind Abschnitte auf diesem Wege. [...]

Zur Zeit werden alle russischen Kriegsgefangenen, die aus den eroberten Westgebieten stammen, in ihre Heimat entlassen¹⁴⁷. Sie werden hier dringend gebraucht, weil alle männlichen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft fehlen. Es ist ferner wohl auch eine Vorbereitung von neuen Randstaaten. Die Engländer vermuteten einmal, wir würden eine selbständige Ukraine, ein ebensolches Weißrußland und Baltikum schaffen. Jetzt sind wir weit genug vorn, um derartiges allmählich einleiten zu können.

(26) Brief an seine Frau, 29. September 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 112)

Wir stehen dicht vor der Entscheidungsschlacht in Rußland¹⁴⁸. Wir können zuversichtlich hoffen, daß auch sie einen großen Erfolg bringt. Ob er die Ausmaße der Schlacht bei Kiew erreichen wird, ist mir nicht sicher. Die Entwicklung der Gesamtlage im Osten wird aber weitgehend davon abhängen, was von uns in der nächsten Zeit erreicht wird. In Kiew sollen insofern unerfreuliche Verhältnisse sein, als laufend von den Russen versteckte und zurückgelassene Minen u. Brandladungen in die Luft gehen¹⁴⁹. Die Art u. Weise der Kriegführung hierzulande hat mit anständigem Kampf nichts mehr zu tun.

¹⁴⁷ Ein von Generalquartiermeister Wagner unterzeichneter Befehl des OKH hatte bereits am 24. 7. 1941 die Entlassung kriegsgefangener Volksdeutscher, Ukrainer, Litauer, Letten und Esten vorbereitet (IfZ, MA 1564, Nürnberger Dokumente, Rolle 31, NOKW-2423). Er wurde in den folgenden Monaten u. a. auch auf Weißrussen ausgedehnt und von den Armeeoberkommandos umgesetzt, vor allem um die Ernte zu sichern.

¹⁴⁸ Mit dem Unternehmen „Taifun“ sollte die Heeresgruppe Mitte den Durchbruch nach Moskau erzwingen. Der Angriff am 2. 10. 1941 führte zunächst zu den deutschen Erfolgen in der Doppelschlacht von Vjaz'ma und Brjansk. Im Rahmen dieser Operation überschritt das XXXXIII. A.K. die Desna bei Zukovka (nordwestlich von Brjansk), rückte auf Žizdra vor und bildete die Nordflanke des Kessels von Brjansk. Zur Operation „Taifun“ vgl. Reinhardt, Wende, S. 49–101; DRZW IV, S. 575–585.

¹⁴⁹ Nach der deutschen Einnahme von Kiev am 19. 9. 1941 waren in der Stadt zahlreiche von der Roten Armee vorbereitete Sprengsätze zeit- und ferngezündet worden, die zu Großbränden und erheblichen personellen Verlusten geführt hatten. Die deutsche Reaktion waren harte Repressalien gegen „Partisanen und Juden“. Der Massenmord von Babij Jar muss wohl u. a. auch in diesem Zusammenhang gesehen werden. Vgl. DRZW IV, S. 514–516; Hartmut Röß, Wer war verantwortlich für das Massaker von Babij Jar? In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 57 (1998), Heft 2, S. 483–508.

(27) *Brief an seine Familie, 8. Oktober 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 155f.)*

Was in diesem so unschönen Lande von Schönheit vorhanden war, hat der Bolschewismus gründlich zerstört. Die wenigen Reste, die er übrig gelassen hat, vernichtet nun als Letztes dieser Krieg.

Der Feind ist von unserem Angriff am 2. Oktober wieder überrascht worden. Wir selbst haben bei der Offenheit der Vorbereitungen das kaum für möglich gehalten. Weder der Zeitpunkt noch die Angriffsrichtungen waren dem Russen bekannt. So ist es dazu gekommen, dass nach dem Durchbruch durch die feindlichen Stellungen am ersten und zweiten Kampftage ganze Korps – dabei auch meine linke Flügeldivision – ohne Feindberührung einfach vormarschieren konnten. Trotzdem sind die Kämpfe noch längst nicht zu Ende. Wir müssen damit rechnen, dass der eingeschlossene Feind mit dem Mut der Verzweiflung aus dem Kessel ausbrechen will. Was das heisst, haben wir bereits 2mal kennen gelernt. Aber im grossen muss man sagen, dass der Gegner bereits geschlagen ist und nun den bisher verbliebenen Kern seines Heeres, der Moskau verteidigen sollte, verlieren wird. Am Ende des Monats wird er ohne Hauptstadt und ohne das berühmte Industrie Gebiet des Donezbeckens dastehn, vor allem aber mit einem aufs äusserste geschwächten Heer. Es wird dem Russen nicht leicht sein, diese Verluste zu ersetzen. Trotzdem ist nicht damit zu rechnen, dass der Kampf mit ihm zu Ende ist. Jeder Gefangene hat bisher gesagt: Und wenn wir bis an den Ural geworfen werden, Friede zwischen Euch und uns gibt es nicht. Der Bolschewist kann mit dem Nationalsocialisten keinen Frieden machen. Eine Einigung zwischen beiden ist unmöglich. Wir sind wohl schwer geschlagen, aber nicht besiegt. Wir vertrauen auf die Grösse unseres Landes, auf seine riesigen Menschen Reserven. Und auf die Hilfe Englands und Amerikas.

So wissen wir nicht, wie weit wir uns durch dies unwirtliche verlassene Land noch werden vorkämpfen müssen. Überall ist wieder Wald, Sumpf und schlechte Wege. Bisher war uns in den ersten Tagen der Offensive die Witterung sehr günstig. Wenn es aber jetzt nass wird, dann werden wir grosse Marschschwierigkeiten erleben.

(28) *Kriegsbericht an seine Familie, [Kozel'sk] 23. Oktober 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 120–123)*

Die Gegend von Kaluga, die wir zur Zeit erreicht haben¹⁵⁰, ist im Gegensatz zu den uns bisher bekannten Landstrichen ein ausgesprochen bewegtes Hügelland mit Höhenunterschieden bis zu 60 Metern. Die Wasserläufe sind still und tief eingeschnitten und bilden den Grund für starke Steigungen der Wege. Der Boden ist schwerer Lehm, teilweise schwarze Erde, bei Regen wird er zur Seife. Die Bewohner des Landes sehen wie die Eskimos aus. An den Füßen haben sie niedrige Bastschuhe, um die Waden kniehohe Filzwickel oder Filzstiefel, ihren Körper verbirgt ein altmodischer dicker brauner Schafspelz (schützt gegen Bombensplitter), um

¹⁵⁰ Noch vor Auflösung der Kessel von Vjaz'ma und Brjansk (18. 10. bzw. 20. 10., insgesamt 663 000 Gefangene) war Heinrichs Korps in nordöstlicher Richtung über Suchiniči und Kozel'sk auf die Oka vorgedrungen und besetzte bis Ende Oktober das Flusstal zwischen Kaluga, Lichwin und Belev. Dieser Vormarsch wurde durch die am 16.10. einsetzende Schlammperiode behindert und schließlich weitgehend gestoppt.

den Kopf haben sie dicke Tücher gewickelt, aus denen nur Augen und Nase heraus schauen. Schweine und Hühner wohnen mit ihnen in ihren armseligen Hütten in der Stube. Sie selbst schlafen auf dem Ofen. Wanzen und Läuse bevölkern die Stube. „Eine trostlose Geographie“ kann auch ich nur zusammen mit meinem württembergischen Hauptmann G. ausrufen! Dies Volk ist schon garnicht mehr mit unseren Maßstäben zu messen. Ich glaube, man könnte ihm nur wirklich gerecht werden, wenn man nicht wie wir allmählich zu Fuß zu ihm vordränge, sondern wie in einem fremden Erdteil mit dem Schiff zu ihm führe und, indem man von unsern Ufern abstieße, innerlich jede Verbindung mit dem löste, das wir zu Hause gewohnt sind. Immer wieder muß ich unsern neuen Dolmetscher¹⁵¹, einen Fabrikbesitzersohn aus Odessa und jetzigem Privatdozenten in Königsberg fragen, ob und warum es niemand in diesem Lande gegeben hat, der diesem Schlendrian, dieser Gleichgültigkeit entgegengewirkt hat. Jedesmal erhalte ich die Antwort: Der Russe ist eben völlig passiv, er tut was ihm befohlen wird und ist, angeleitet und geführt, ein williger und vorzüglicher Arbeiter. Aber aus und von sich heraus unternimmt er nichts, findet sich mit den jammervollsten Umständen ab und kennt überhaupt kein Bestreben, sie zu bessern. Er hungert und darbt lieber, als daß er sich durch eigene Unternehmungen in Arbeit, womöglich in Sorgen stürzt. Er begnügt sich mit einem Paar Schuhe für die ganze Familie – die nach Bedarf von Fuß zu Fuß gehen – wenn er dafür ohne Arbeit davon kommt. Er kriecht im Winter nur vom Ofen herunter, um einen Weg vom Haus zum Brunnen, durch den 1½ Meter hohen Schnee zu schaufeln. Damit ist sein Tätigkeitsdrang erschöpft. Dabei könnte aus diesem Land Unendliches herausgeholt werden. Wieviel Land liegt hier ungenützt brach. Wie dünn besiedelt sind hier unendliche Flächen. Wie ungepflegt, in keiner Weise nutzbringend bewirtschaftet ist der Wald. Aufgeforstet wird hier überhaupt nicht. Holz wird nach Bedarf herausgeschlagen, im übrigen es der Natur überlassen, ob sie nachwachsen läßt. Wenn man nun, von dieser Wesensart der Russen ausgehend, weiterfragt: Was soll denn nur in Zukunft in diesem Lande werden? Glauben Sie, daß die Russen auf Grund der Niederlagen das bisherige System beseitigen werden? so erhält man die Antwort: Dazu sind sie von sich aus nicht imstande. Es ist niemand da, der sich dazu aufraffen wird. Es bleibt nichts übrig, als ihnen im besetzten Gebiet eine Regierung hinzustellen. Sie lieben an sich den Bolschewismus nicht. Allzu viele haben durch ihn nahe Angehörige verloren. Alle leben im dauernden Druck der Bespitzelung und Furcht. Die Bauern wollen außerdem das enteignete Land wiederhaben. Die alten Leute sehnen sich nach ihrer Kirche (ich habe erlebt, wie in Tschernigow eine alte Frau knieend an uns bedankte, daß sie nun wieder das Gotteshaus besuchen könnte). Die übrigen Menschen empfinden ihre wirtschaftliche Lage als zu schlecht. Freunde hat also der Bolschewismus im Lande nicht. Aber ihn aus eigener Kraft zerschlagen, das kann Rußland nicht mehr. – Und wenn wir nun in den besetzten Gebieten eine neue Regierung aufstellen sollten, was wird im unbesetzten? Darauf bekommt man keine Antwort. Da endet es mit dem berühmten Achselzucken und dem Wort: Nitschewo. Niemand weiß, wie sich diese Dinge gestalten werden. Im

¹⁵¹ Leutnant Beutelsbacher, Dolmetscher in der Abt. Ic des Generalkommandos.

Führerhauptquartier wird man dazu wahrscheinlich Pläne haben. Ich selbst habe kein richtiges Bild, was da werden soll. [...]

In seinem Verhalten während dieser Kämpfe war der Russe ganz unberechenbar. Einmal kämpfte er tapfer wie je, dann wieder zerstreute er sich in den Wäldern, und ließ sich dann einfach aufsammeln. Ich habe Russentrupps von 10–20 Mann unbewaffnet angetroffen, die nur die Richtung wissen wollten, wohin sie in die Gefangenschaft gehen sollten und vergnügt dankten, wenn man ihnen die nächste Stadt – Shistra – nannte. Andere kamen aus den Wäldern mit erhobenen Händen gelaufen, wenn sie einen Deutschen sahen um sich zu ergeben. In einem Fall führten sie die Handreichungen aus, als wir eine eroberte Batterie umdrehten, um mit ihr nach den eigenen Leuten zu schießen. Hunderte fahren als Panjefahrer oder Kraftfahrer im Dienst unserer Divisionen. Bei fast allen Einheiten sind russische Soldaten, die etwas Deutsch können, als Dolmetscher tätig. [...] Es beginnt also doch drüben zu kriseln, die ungeheuren Ausfälle an Menschen und Material machen sich bemerkbar und zwingen den Russen, Leute an die Front zu stecken, die so gut wie unausgebildet sind, und keinen soldatischen Willen bzw. Erziehung besitzen. Unsere von Flugzeugen abgeworfenen Propagandazettel, auf denen ein sogenannter „Passierschein“ aufgedruckt ist, werden von den russischen Soldaten wie Kostbarkeiten gesucht und aufbewahrt¹⁵².

(29) *Brief an seine Frau, [Kozel'sk] 24. Oktober 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 124)*

Wegen der Weihnachtsgeschenke aus Moskau mach dir kein Kopfzerbrechen. Vorläufig verteidigt es der Russe mit größter Verbissenheit. Es wird noch manches Blut fließen, bis wir soweit sind, aber wir werden es bekommen.

Ob wir in das Kommunistentennest aber hineingehn oder es verhungern und erfrieren lassen, statt wilde Straßenkämpfe aufzuführen, werden wir erst noch mal sehn¹⁵³.

(30) *Tagebuch, Kozel'sk 25. Oktober 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Alles stoppt, wegen der Nässe u. Wege. Kurz vor dem Ziel Moskau hängt alles fest¹⁵⁴. Endlich haben wir das Kräfteverhältnis 4 deutsche gegen 1 russische Division. Wir können es nicht zum Tragen bringen. Die Autobahn nach Moskau war tagelang rettungslos verstopft: die 9. und 4. Armee sind auf sie angewiesen. Jetzt sind zwei rückwärtige Inf[anterie-]Divisionen zur Verkehrsregelung angesetzt. Dabei verteidigt der Russe eigentlich nur die Straßen. Zwischen ihnen ist wenig. Aber auch wir gehn und kommen vielleicht nur an den Straßen vor. So ist alles

¹⁵² Vgl. Ortwin Buchbender, *Das tönende Erz. Deutsche Propaganda gegen die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1978, passim.

¹⁵³ Nach den Erfahrungen mit den Fernsprengungen in Kiev hatte Hitler am 7. 10. 1941 grundsätzlich befohlen, Moskau, Leningrad und andere Großstädte nicht mit Truppen zu besetzen, sondern zu umgehen, zu zernieren und durch Bombardement zu zerstören. Vgl. DRZW IV, S. 515f.

¹⁵⁴ Vgl. auch den Kriegsbericht an seine Familie, [Lichvin] 30. 10. 1941, in: BA-MA, N 265/155, Bl. 125: „Die Hand ist nach der Hochburg des Kommunismus gewissermaßen schon ausgestreckt. Weitgehend ist unsere Überlegenheit! Und seit 10 Tagen verharrt der Läufer um den Sieg auf derselben Stelle und bringt die Füße nicht mehr aus dem Schlamm!“

aufs höchste unbefriedigend. Ich sage zum Chef, Oberst Blumentritt¹⁵⁵: Uns fehlen die 4 Wochen des serbischen Feldzugs. Ja, antwortet er, außerdem aber jene 3, welche unsere obersten Stellen in der 2. Juli-, 1. Augusthälfte verredet haben, als sie sich nicht darüber einig werden konnten, ob das Ziel unseres weiteren Angriffs Moskau oder das Industriegebiet im Donez werden sollte¹⁵⁶. Damals haben wir Wochen schönsten Wetters verpaßt. Damals wurde eine Operationspause angesagt. – Es stimmt, es waren jene unerfreulichen Tage für uns bei Bobruisk, in denen schon immer davon gesprochen wurde, die oberste Führung schwanke, was zu tun sei. Der Führer wolle die Industrie, Brauchitsch¹⁵⁷ Moskau. Unsere Schlacht von Gomel hat sodann zwangsläufig die Dinge in eine Richtung geführt, der sich niemand entziehen konnte, nach Süden. Aber auch dann hatten wir das Gefühl, daß sie nur zögernd eingeschlagen wurde, und mit halbem Herzen und mit unzulänglichen Mitteln. Wir haben es ja ausbaden müssen. Denn das Sinnen u. Trachten der Heeresgruppe Bock war allein auf Moskau gerichtet. Nun muß sie ihre Fehler bezahlen. Das Wetter nimmt ihr die Möglichkeit eines leichten Sieges.

(31) *Brief an seine Frau, [Lichvin] 27. Oktober 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 119)*

Bei uns selbst ist jede Hoffnung aufzugeben. Wir sitzen im Schlamm u. unergründlichen Wegen mit dem ganzen Nachschub fest, die Kraftwagen haben kein Benzin, die Leute kein Brot, die Pferde keinen Hafer¹⁵⁸. Meist wissen die Leute auch garnicht, wo ihre Kraftwagen feststecken. Da auf Änderung des Wetters nicht fest zu rechnen ist, werden *wir* wohl nur sehr allmählich voran kommen. Andere, mit günstigeren Straßenverhältnissen haben nur noch 60 km bis Moskau, und werden wohl bald vor dessen Toren erscheinen. Jedenfalls hat das Wetter uns einen Knüppel zwischen die Beine geworfen, den niemand erwartete und der sehr ungünstig für uns ist. Niemand wagt sich u. kann sich auch nur eine Vorstellung davon machen, wie die Wege hier zu Lande aussehn. Ein dicker Brei schwimmt 30–40 cm hoch auf der Straßendecke und wird wie ein Schlammwall von den Wagen vor sich her geschoben, bis es nicht mehr geht. Wir haben an sich nur noch einen Bruchteil unseres zuständigen Laderaums. Bei den Verhältnissen gehn jetzt noch mehr Kraftwagen kaput. Unsere guten Personenwagen haben wir gestern bei unserm Stellungswechsel auch schon nicht mehr mitgenommen, sondern 60 km rückwärts stehen lassen. Wir hoffen natürlich immer wieder auf Wetterbesserung. Aber es fängt meist am 3. Tage zu gießen an, wenn es 2 Tage nur geträpelt hat.

¹⁵⁵ Günther Blumentritt (1892–1967), Oberst, Oktober 1940–Januar 1942 Chef des Generalstabs der 4. Armee, deren Hauptquartier in Juchnov Heinrich an diesem Tag besuchte.

¹⁵⁶ Zu den langwierigen, von einer gewissen operativen Stagnation begleiteten Auseinandersetzungen über die Zielrichtung Moskau (Brauchitsch, Halder, Bock) oder südliches Industriegebiet (Hitler, OKW) von Mitte Juli bis Mitte August 1941 vgl. DRZW IV, S. 489–496, 503–507; Christian Hartmann, Halder. Generalstabschef Hitlers 1938–1942, Paderborn [u.a.] 1991, S. 278–284.

¹⁵⁷ Walther von Brauchitsch (1881–1948), Generalfeldmarschall, Februar 1938–Dezember 1941 Oberbefehlshaber des Heeres.

¹⁵⁸ Vgl. Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 222: „Der stets sachlich und nüchtern urteilende Kommandierende General des XXXXIII. A.K., Heinrich, suchte mich [am 29. 10. 1941] auf und schilderte die schlechte Versorgungslage seiner Truppen, die unter anderem seit dem 20. Oktober kein Brot mehr erhalten konnten.“

(32) *Kriegsbericht an seine Familie, [Lichvin], 30. Oktober 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 125f.)*

Sobald es Winter ist, sollen Wölfe und Elche in Menge sich aus den Forsten an unser Oka-Tal heranziehen. Aber dann werden wir hoffentlich nicht mehr hier, sondern bei Moskau sein.

Ich sprach neulich mit einem Armeeführer über das, was dann weiter kommt. Ja, meinte er, dann werden wir wohl zum Winterschlaf übergehen, der häufig genug von den Russen gestört werden wird. Gut, sagte ich, und im nächsten Frühjahr beginnt ein Krieg wie in China. Hier und dort entstehen oder zeigen sich neue Armeen, die in einem Sonderfeldzug niedergeworfen werden müssen. So wird es wohl sein, meinte er¹⁵⁹.

(33) *Kriegsbericht an seine Familie, [Lichvin] 5. November 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 127)*

In der Gegend gibt es viel Partisanen. Die bolschewistische Regierung hat angeordnet, daß alle Parteimitglieder zum Zweck dieser Tätigkeit zurückbleiben¹⁶⁰. Sie vernichten die Vorräte – in Lichwin haben sie für 8 Millionen Mark Leder verbrannt – und führen Überfälle aus, wiederholt bedauerlicherweise auch nicht ohne Erfolg. Vor allem überfallen sie die kleinen Beitreibungskommandos, welche die Truppe in die Gegend schickt, um sich Verpflegung zu besorgen. Sie halten sich Tags in Schlupfwinkeln in den Wäldern und Schluchten auf, nachts holen sie sich aus den Dörfern Lebensmittel. Unser russischer Dolmetscher hat mit großer Energie ihre Bekämpfung aufgenommen. Die Bevölkerung zeigt sie vielfach an, da sie sich vor der Bedrückung durch sie fürchtet. Nur mit Unterstützung der Bauern kann man ihrer habhaft werden. Dem Dolmetscher ist es gelungen, in den verflorenen 3 Tagen 15 zu fangen und zu erledigen, darunter mehrere Frauen. Diese Partisanen sind fest untereinander verschworen. Sie lassen sich erschießen, ohne ihre Kameraden zu verraten. Sie wissen, daß sie ohne Rücksicht vernichtet werden. Trotzdem sagen sie kein Sterbenswort aus und behaupten, von nichts etwas zu wissen. Sie besitzen richtige Hamsterlager. In einem wurden vorgestern 3 Ctr.! Honig von unseren Leuten gefunden, ungerechnet der Kleider-, Fleisch- und Mehlvorräte. Neben den Partisanen treiben sich auch noch zahlreiche Rotarmisten in der Gegend herum, die aus den Kämpfen zurückgeblieben sind und teils mit, teils ohne Waffen herumvagabundieren, oft auch die Partisanen unterstützen.

Nachdem nun das Wetter den Bewegungen günstiger geworden ist, hoffen wir auf Moskau weiter vorzukommen. Die Nässeperiode hat dem Russen 14 Tage Zeit verschafft, Truppen heranzuschaffen und seine Lage zu verbessern. Wir müssen uns daher darauf ausrichten, daß wir nicht unerhebliche Kämpfe durchschlagen müssen¹⁶¹.

¹⁵⁹ Vgl. Heinricis Tagebuch, 29. 10. 1941, in: BA-MA, N 265/11, über einen Besuch bei Generaloberst Guderian, dem Oberbefehlshaber der ihm seit 19. 10. vorgesetzten 2. Panzerarmee: „Kriegsausichten in Bezug auf Rußland? Guderian fürchtet ähnlich wie ich: ein öfters heftig durch den Russen gestörter Winterschlaf, im kommenden Jahr ein Krieg wie Japan in China.“

¹⁶⁰ Vgl. Hesse, Partisanenkrieg, S. 53f.

¹⁶¹ Der Übergang von der Regen- zur Kälteperiode seit dem 3. 11. erlaubte wieder Angriffsoperationen, die seit Mitte des Monats größeren Umfang annahmen, jedoch auf den neuformierten Widerstand der Roten Armee stießen. Das XXXXIII. A.K. erhielt von der 2. Panzerarmee (Guderian)

(34) *Tagebuch, Grjasnovo 7. November 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Ich sage Beutelsbacher, er soll Partisanen nicht 100 m vor meinem Fenster aufhängen. Am Morgen kein schöner Anblick. Moy¹⁶² meint, Goethe hätte in Jena 3 Wochen im Anblick des Galgens gewohnt.

(35) *Kriegsbericht an seine Familie, [Grjasnovo] 19. November 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 132–135)*

10°, 15°, 19° Kälte. Das sind die Temperaturen, unter denen wir seit dem 8. 11. arbeiten und kämpfen. Im auf und ab schwanken sie zwischen diesen beiden Zahlen. In ihrer Wirkung werden sie nur dadurch abgeändert, daß je nach Witterungslage bald völlige Windstille, bald eisiger Nord- oder Nordostwind ist. Sobald der zu wehen beginnt, ist es draußen fast unerträglich. Er sticht mit Nadeln ins Gesicht und bläst durch Kopfschützer und Handschuh. Die Augen tränen, daß man kaum etwas sehen kann. Und gerade bei solchen Bedingungen, als es minus 20° waren und dieser Wind wehte, haben unsere Leute 2 Tage im Angriff stundenlang, von Granatwerfern und Maschinengewehren beschossen, auf dem knallhart gefrorenen Boden gelegen, wie im vorigen Jahr in Frankreich die Rebhühner sich von der leichten Schneedecke abhebend. Nur die gute Hälfte besaß Kopfschützer und Handschuh, und alle hatten nur unsere deutschen Mäntel und dünne alte Hosen¹⁶³. Drüben lag aber der Russe in wattierten Uniformen, Jacken und Hosen, die wie Steppdecken aussehen, mit runden warmen Pelzmützen auf dem Kopf, an denen dicke Ohrenklappen sind. Es waren schon unerhörte Kampfbedingungen. Um das Maß voll zu machen, wirkten sich nun die Nachschubschwierigkeiten des Monatsanfangs erst völlig aus. Seit 8–10 Tagen gab es vorn weder Tee noch Kaffee, keine Zigarette oder Zigarre, geschweige denn Alkohol, oft auch kein Brot. Die Munition war so knapp, daß sie stellenweise verschossen war. Es ist fast ein Wunder, daß wir nur 180 Erfrierungen hatten, die ins Lazarett mußten.

[...] Diesen Partisanen ist nur mit Unterstützung der russischen Bevölkerung beizukommen. Sie gibt sie meist gern, denn sie selbst wird von diesen Räubern terrorisiert, ihrer Lebensmittel beraubt usw. Wir kämpfen gegen diese Pest einen andauernden Kampf. Aber er ist schwer zum Ende zu bringen, da die Räume zu

die Aufgabe, den Vorstoß der Panzerverbände (XXIV. Panzerkorps) auf Tula von Nordwesten her zu unterstützen und aus dem Okagebiet um Kaluga und Lichwin auf Aleksin und darüber hinaus vorzugehen, um nördlich von Tula die Verbindung mit den Panzern herzustellen und die Einschließung dieses wichtigen Dreh- und Angelpunkts der Verteidigung Moskaus zu vollenden. Die schlechten Witterungs- und Nachschubbedingungen, die Erschöpfung der eigenen Kräfte und die heftige, nun auch wieder offensiv geführte Gegenwehr des Gegners ließen diese Offensive aber nur noch langsam vorankommen. Zur Wiederaufnahme und Scheitern der Offensive auf Moskau vgl. Reinhardt, Wende, S. 144–171; DRZW IV, S. 592–600.

¹⁶² Johannes Graf von Moy (1902–1995), österreichischer Schriftsteller und Kunsthistoriker, 1941/42 Sonderführer und Dolmetscher im Generalkommando des XXXXIII. A.K.

¹⁶³ Heinrici hatte sich bereits Anfang Oktober um Winterbekleidung für sein Korps bemüht. Vgl. etwa sein Tagebuch, 10. 10. 1941, in: BA-MA, N 265/11: „Abends klarer Himmel, etwa 5° Frost. Erneuter Antrag auf Zuführung kleiner Winterbekleidung. Unsere Leute sind ja noch im Sommerhabit. Aber die Heeresgruppe hat ‚grundsätzlich‘ entschieden, Munition u. Verpflegung erlauben keinen Kleidernachschub. Grundsätzliche Entscheidungen scheinen mir meistens falsch. Einige Waggonen lassen sich immer vorbringen u. können viel helfen. Jetzt wagt kein untergeordnetes Organ eine Übertretung der ‚grundsätzlichen‘ Entscheidung.“ Vgl. auch Guderian, Erinnerungen, S. 225: „Am 16. November besuchte mich General Heinrici: Frostschäden, Kleidernot, Verlausung!“

unendlich, die Wälder zu groß, die Versteckmöglichkeiten zu viele sind. Unser Dolmetscher, Leutnant B[eutelsbacher], selbst Ukrainer aus Odessa, dem die Bolschewiken den Vater getötet, Mutter und Schwestern zum Straßenbau nach Sibirien geschickt und den Bruder beseitigt haben, kämpft mit verbissener Energie gegen diese Partisanen. Immer wieder zieht er mit den Feldgendarmen und unterstützt durch 3 ihm ergebene Rotarmisten (Bauernsöhne) aus und kommt nie nach Hause, ohne mehrere Räuber erschossen oder aufgehängt zu haben. Fast immer erleiden diese Leute mit stoischer Gleichmut den Tod. Sie verraten nichts und sagen nie etwas aus. Sie antworten nur, wenn sie in stundenlangem Verhör überführt sind: Ich tat es auf Befehl. Ein 18-jähriger junger Mensch, der sich als Chef der Partisanenreiterei bezeichnete, knüpfte sich selbst die Schlinge, rief: „Ich sterbe für den Kommunismus“ und sprang hinein. Mein Bursche, der sich die Exekution auf dem Marktplatz ansehen gelaufen war, sagte: Er drängte sich förmlich zum Sterben. Solche fanatischen Kämpfer des Kommunismus gibt es in Menge. Immer wieder findet man sie in den Dörfern baumeln, viel mehr laufen aber herum. Als ich in unserem in Aussicht genommenen Quartier befahl, solche Aufgehängten zu beerdigen, weil dieser Anblick wohl gewohnt, aber vor den Fenstern nicht gesucht wird, zog die Bevölkerung den Gehentken schleunigst die Stiefel und Pelze aus, nahm sie an sich und zerrte die Toten an den Stricken ins Grab. So sieht es hierzulande aus. Es herrschen Sitten und Gebräuche, genauso wie im 30-jährigen Krieg. Nur der allein hat Recht, der sich im Besitz der Macht befindet. 6½ Jahre meines Lebens habe ich ja nun im Kriege zugebracht, aber so etwas habe ich doch nicht erlebt.

Unsere Nachschubverbindungen sind noch immer höchst kümmerliche. In normalen Zeiten bekommt ein Korps alle 2 Tage einen Zug. Wir haben in 4 Wochen 2 erhalten. Das bedeutet, daß wir fast ganz aus dem Lande leben müssen. In Bezug auf Fleisch und Mehl ist das bisher gut gegangen. Allerdings mußten die Truppen das Brot selbst backen. Gemüse, Obst gibt es überhaupt nicht, abgesehen von Weißkohl, der aber jetzt natürlich erfroren ist. Allmählich beginnen aber die Kartoffeln knapp zu werden. Großen Teils stecken sie auch verfroren in der Erde. Bald ist nun aber der Landstrich, in dem wir sitzen, leer gefressen.

(36) *Tagebuch, Grjasnowo 21. November 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Beim Eintreffen in Grjasnowo erleben wir das Ende eines Kommissars, der zu entweichen versucht hat, durch unsere Feldgendarmerie. Nicht schön für unsere Leute.

(37) *Tagebuch, Grjasnowo 23. November 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Nach Abschluß der Besprechung Gedenkfeier für unsere Gefallenen, denn heute ist Totensonntag. [...] Darauf Spaziergang bis zum „Toten Russen“. Ein Zielpunkt der Wanderung, wie er nicht alltäglich ist. Dort liegt ein solcher unbedrückt u. gefroren seit Wochen im Schnee. Ich muß ihn durch die Einwohner bestatten lassen¹⁶⁴.

¹⁶⁴ Vgl. aber Heinrichs Kriegsbericht an seine Familie, 11. 12. 1941, in: BA-MA, N 265/12, Bl. 138: „Ich versuchte vorhin meinen gewöhnlichen Weg bis zum toten Russen zu gehen, der nun schon seit Anfang November dort unbegraben liegt. Aber ich kam nicht mehr durch.“

(38) *Kriegsbericht an seine Familie, [Grjasnovo] 29. November 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 142)*

Der Russe kämpfte mit grösster Erbitterung¹⁶⁵. Seine Artillerie fügte uns stellenweise schwere Verluste zu. Auch mit Minen hat er sich wie mit einem Gürtel umgeben. Er besitzt neue, die ein Kästchen von 20 cm Länge, 5 cm Höhe und Breite aus dünnem Holz darstellen. Man braucht sie nur in den Schnee legen. Sie haben uns schwer geschadet. Das schlimmste aber war wieder für die Infanteristen das Liegen auf dem blanken Boden, ohne Schutz stundenlang, im feindlichen Feuer. Der Boden ist ein Meter tief gefroren. Ohne sich bewegen zu können, haben die Leute teilweise 10 Stunden auf einem Fleck verharret. 3 Menschen sind einfach erfroren. Dazu sind alle Ortschaften zerstört, die übriggebliebenen Häuser zerschossen, halb eingestürzt, ein Bat[ail][on] übernachtet heute Nacht in 4 Hütten, die Pferde stehn draussen, Verpflegung kommt oft überhaupt nicht heran, es ist unerhört, was hier geleistet wird.

(39) *Tagebuch, Grjasnovo 4. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Unsere Stellung, im Sommer der Lage nach vor dem Walde ideal, ist jetzt im Winter fürchterlich, weil keine Unterkunft vorhanden ist. In den vordersten Dörfern liegt die Stellungsinfanterie u. die Art[il][erie] mit den notwendigsten Fahrzeugen u. Protzen. Hier ist alles so überfüllt, daß 30 Menschen froh sind, wenn sie einen Raum besitzen. Sie können sich nicht mehr legen, sondern stehen lieber stundenlang, nur um im Warmen zu sein. Waschen, Säubern, alles ist unmöglich. Alles wimmelt von Läusen, juckt u. kratzt sich ununterbrochen. Viele haben eitrige Wunden von der ewigen Juckerei u. Kratzerei. Viele haben Blasen- u. Darm-erkrankungen von dem Liegen auf dem kalten Boden, u. kommen daher nicht zur Ruhe, weil der Drang sie immer wieder aus dem Schlaf schreckt. Die Reserven also so unterzubringen, daß sie rechtzeitig eingreifen können, ist ganz unmöglich. Man findet sich damit ab – im Gedanken, sollte der Russe einbrechen, so stößt er hoffentlich doch nicht in die Tiefe durch. Der Krieg hier hat ja alle Regeln der Taktik über den Haufen geworfen. Man ficht in Breiten, die jedem Menschen früher als unsinnig vorkamen, man hält Stellungen von Kilometern mit Kompanien, die 40 Mann stark sind, aber alle die Leute vorn sind bei diesen Verhältnissen in einer Form und Art überreizt und nervös angespannt, daß es sich eben dem Ende zuneigt. Drei Klagen schlagen mir überall entgegen: Warum hat die [2.] Panzer Armee angreifen lassen, ohne daß sie die Sicherheit geben konnte, mit uns zusammenzuwirken, so daß letzten Endes unsere Blutopfer (635 Köpfe bei der 131. Div[ision] seit dem 27. 11. einschl. Kranke), die bei der geringen Stärke unerträglich sind, umsonst sind? Warum erhalten unsere Leute kein Fett, sondern Marmelade, wo bei der Kälte Fett doch das Nötigste ist? Warum schickt man uns mit so mangelhafter Bekleidung in einen Winterkampf, dessen Anforderungen übermenschlich sind? Weiß denn niemand, wie es hier aussieht?

¹⁶⁵ In den Tagen seit dem 27.11. war es dem Korps endlich gelungen, die sowjetische Verteidigungslinie bei Aleksin zu durchstoßen und die Stadt einzunehmen. Mit diesem letzten größeren Erfolg vor der Gegenoffensive der Roten Armee war jedoch die Angriffskraft des XXXXIII. A.K. endgültig verbraucht.

(40) *Tagebuch, Grijasovo 5. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Die Kälte ist sehr bitter. Der Atem gefriert sofort am Kopfschützer. Es ist richtig unangenehm, diese Luft einzuatmen. Ich treffe auf dem Wege zum Wald einzelne Leute, die angeben, wegen Erfrierungen vom Arzt nach rückwärts geschickt zu sein¹⁶⁶. Nach einer $\frac{3}{4}$ Stunde Wegs erreiche ich das Reserve Bat[ail][on] in einer kleinen Schlucht am Nordrand des Waldes. In Grüppchen stehn die Leute um kleine Feuer, in einem bejammernswert verfrorenen Zustand. Sie schlagen mit den Hacken aneinander, um sich zu wärmen, aber sie sind völlig verklammert. Von Feuer zu Feuerstelle gehend spreche ich mit ihnen, erkenne ihre schlimme Lage an, sage ihnen, sie sollten ordentlich schimpfen, um sich Luft zu machen, es sei zum Kotzen hier in Rußland und Übleres als dies Wetter könne niemand passieren. Aber sie wüßten selbst, wie nahe die Rollbahn¹⁶⁷ sei, daß uns wenige Kilometer von den durchgestoßenen Panzern trennten, daß nach dem Zusammenschluß mit diesen Tula eingekreist sei und daß ich eins ziemlich sicher annähme: dies würde der letzte große Angriff im Winter sein. Die Leute haben seit gestern Abend um 20 [Uhr] nichts mehr außer Brot gegessen, der Kaffee in ihren Feldflaschen ist zu Eis gefroren. So sehr sie darin einstimmen, daß es hier ganz übel sei, und keiner auf weiteren Vorstoß in die Tiefe Rußlands Wert legt, so ist insgesamt ihre Stimmung doch nicht die Schlechteste und ich bemühe mich, diese durchgefrorenen, schlecht bekleideten, verhungerten, ungewaschenen und verdreckten Menschen noch mehr aufzurichten. Ich muß innerlich denken, wenn diese Leute der Russe sieht, muß er keine hohe Meinung mehr von unserer Truppe erhalten. So traurig ist ihr Äußeres.

(41) *Tagebuch, Grijasovo 6. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/11)*

Ich besuche die beiden Kampf-Reg[imen]ter u. spreche mit ihren Kommandeuren. Sie sind bitterster Stimmung. Oberst Hoßbach¹⁶⁸, an sich Pessimist, wird dadurch noch besonders beeindruckt, daß sein Sohn ihm mit erfrorenen Beinen ins Haus gebracht ist. Anklage auf Anklage gegen die obere Führung, die nicht rechtzeitig den Zeitpunkt erkannt hat, wann ein Ende gefunden werden muß, wird laut. Es sind wieder -30° , und als ich später auf einer Höhe erkunde, wo wir uns dann

¹⁶⁶ Obwohl die beiden Divisionen des Korps (31. und 131. Infanterie-Division) nach der Einnahme von Aleksin vollkommen erschöpft waren und bereits seit dem 1. 12. sowjetische Gegenangriffe abwehren mussten, hatte Generaloberst Guderian am 4. 12. nach einem Besuch beim Generalkommando einen weiteren Angriff befohlen. Die 31. Infanterie-Division sollte mit ihren beiden Infanterie-Regimentern 17 und 82 ostwärts zur Straße Tula-Moskau durchstoßen und sich mit der dorthin von Osten her durchgebrochenen 5. Panzer-Brigade unter Oberst Heinrich Eberbach vereinigen. Damit wäre der Ring um das heftig umkämpfte Tula im Norden geschlossen worden. Doch der in den frühen Morgenstunden des 5. 12. beginnende Angriff brach unter dem nochmals verschärften Frost und dem sowjetischen Widerstand schnell zusammen, so dass alle Einheiten am Abend und in der Nacht in ihre Ausgangsstellungen zurückgenommen werden mussten. Noch am selben Tag, einem dramatischen Wendepunkt des Krieges, ließ Guderian die Operation gegen Tula einstellen. Vgl. auch Reinhardt, Wende, S. 167. Heinrich beschreibt im abgedruckten Ausschnitt seinen Besuch vormittags beim Infanterie-Regiment 82.

¹⁶⁷ Gemeint ist die Straße Tula-Moskau.

¹⁶⁸ Friedrich Hoßbach (1894–1980), Oberst, ehemaliger Chefadjutant Hitlers, Oktober 1939–Januar 1942 Kommandeur des Infanterie-Regiments 82. Zum verlustreichen Angriff seines Regiments am 5. 12. 1941 vgl. auch Friedrich Hoßbach, Infanterie im Ostfeldzug 1941/42, Osterode/Harz 1951, S. 156–166.

im Abschnitt Laderowo-Larino verteidigen wollen, erfrieren mir trotz der Pelzhandschuhe in 5 Minuten fast die Finger. Ein toter Russe liegt da, halb vom Schnee zugeweht, starr wie ein Eisklotz. Fürchterliches Land!

Es war schon ein besonderes Walten des Schicksals, daß in dem Augenblick, als unsere Leute ihre Quartiere verließen, um zum Angriff zu gehn, der auch hier im Dezember ganz unerhörte Frost einsetzte. Bei solchen Verhältnissen kann niemand kämpfen. Das habe ich selbst, der ich von 6.30–17 [Uhr] unterwegs war, selbst gespürt. Es ist noch zu bewundern, was geleistet worden ist. 9 km fehlten an der Vereinigung zwischen uns und der Panzer Abt[ei][un]g Eberbach bei Kostrowa an der großen Straße. Jeder, der später diesen Abstand auf der Karte sieht, wird sagen, wie konnte der Angriff abgebrochen werden. Aus eigener Kraft kamen wir nach dem Zusammenbruch des Inf[anterie-]Reg[imen]t[s] 17 jedoch nicht mehr ans Ziel. Was wir aber bei Fortsetzung des Kampfs durch den Frost verloren hätten, ist nicht abzusehn. Ich glaube, wir wären ohne Soldaten dort angekommen und hätten es sofort wieder räumen müssen. Die Natur war hier stärker als menschliches Wollen u. Können. So ging die Schlacht von Tula mit einem Mißerfolg zu Ende.

Ich glaube, es konnte aber nicht anders kommen, weil von Anfang an die an die Aufgabe gesetzten Kräfte zu schwach waren¹⁶⁹. Dies gilt nicht nur für unsere besondere Lage, sondern auch für die der Armee. Teils durch die Feindlage erzwungen, teils aber auch durch nicht immer glückliche Führung veranlaßt, wurden die schwachen Kräfte immer wieder auch noch verzettelt angesetzt, entweder durch weite Räume getrennt oder zeitlich nicht ins Zusammenwirken gebracht. So konnte die Armee nicht zu dem erwünschten Erfolg kommen. Verschärft wurde die Lage aber dadurch besonders, daß die vorhandenen Einheiten als solche nur noch lächerlich geringe Stärken besaßen, und durch den 5monatigen Angriffsfeldzug körperlich und seelisch aufs Äußerste erschöpft sind, während der Russe immer neue Kräfte uns entgegenstellte. Mögen sie zusammengekratzt sein, woher sie wollen, sie waren eben da, gut gekleidet, gut ernährt, mit Schnaps aufgepulvert und mit Ersatz aufgefüllt. Bei uns ist von alledem nichts der Fall. Wir haben uns langsam aber sicher hier ans Ende unserer Kräfte gesiegt. Das ist ein bitterer Abschluß. Nun stehn wir da und können die Stellung, die wir halten sollen, kaum mit Posten besetzen.

(42) *Kriegsbericht an seine Familie, [Grjasnowo] 11. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/12, Bl. 134–139)*

Was wir aber im Kleinen erlebt haben, spielt sich an anderen Fronten im Großen ab¹⁷⁰. Wir waren an anderen Fronten 25 km vom Stadtkern von Moskau. Ob wir dort stehen bleiben können und werden, erscheint mir zweifelhaft. Aus Ros-

¹⁶⁹ Guderian hatte Ende November 1941 mehrfach die Zuführung mindestens einer neuen Division für den Angriff auf Tula gefordert. Vgl. DRZW IV, S. 597.

¹⁷⁰ Der Angriff auf Moskau war am 5. 12. überall zum Erliegen gekommen; am selben Tag hatte die Gegenoffensive der Roten Armee begonnen. Am 8. 12. hatte Hitler die Einstellung der Offensive und den Übergang zur Verteidigung befohlen (Führerweisung Nr. 39). Zur sowjetischen Gegenoffensive und deutschen Winterkrise bis zur Stabilisierung der Front in der ersten Februarhälfte 1942 vgl. Reinhardt, Wende, S. 197–254; DRZW IV, S. 600–652.

tow sind wir wieder herausgeflogen¹⁷¹. So recht befriedigend ist das Ganze nicht zur Zeit. Ich habe ja wiederholt betont, daß der Russe schwer angeschlagen, aber noch nicht zerschlagen sei. An seinem zähen Widerstand haben wir das immer wieder gespürt. Nun kann er uns mit seinen herangekommenen Fernostkräften noch manche unruhvolle Winterstunde bereiten. Zerschlagen wird der Russe erst sein, wenn er nach einem neuen Feldzug im Sommer 42 erneut geschlagen worden ist. Vorläufig scheint er aber die Absicht zu haben, im Winter unser angestregtes und durch Abgänge vermindertes Heer mit allen Mitteln anzugreifen. [...]

Durch Vermittlung des Grafen Moy habe ich einige Erzählungen von Tolstoi und Leskow gelesen. Tolstois Villa ist dicht südlich Tula, ein Div[isions]-Stab sitzt darin. Sein Landgut, die Tolstoischen Höfe, sind ganz in unserer Nähe, es sind ganz verkommene Panjescheunen¹⁷². Leskow gehört zu den besten russischen Erzählern. Die Bücher haben mich sehr beeindruckt. Man muß tatsächlich die Kraft der Schilderung Tolstois und die Klarheit, mit der er die Charaktere herausarbeitet, bewundern. Durch ihn ist mir auch das Rätsel gelöst, warum in Rußland alles so rückständig und verkommen ist. Seine Erzählung „Der Morgen eines Gutsbesitzers“ zeigt den Panje, wie wir ihn täglich sehen, gutmütig, ergeben, aber ohne jede Initiative, nichts aus freien Stücken selbst beginnend, sogar empört Wohltaten zurückweisend, wenn sie ihn aus der liebgewordenen Gewohnheit herausreißen. Von Verbesserungsvorschlägen will er schon garnichts wissen. Mit solchen Leuten kann man natürlich nicht vorwärtskommen. Auf Grund dieser Einsicht sagt mein Dolmetscher: Die beiden deutschen Protektorate sind ja nun gebildet¹⁷³. Sie werden gute Kolonialländer werden. Den Rest Rußlands löse man in selbständige Republiken auf. Die Sowjet-Regierung hat dies ja schon vorbereitet. Bis zum Baikal mache man sie von Deutschland, dahinter von Japan abhängig. Damit wäre das Problem Rußland gelöst.

(43) *Brief an seine Frau, [Grjasnowo] 12. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/12, Bl. 140f.)*

Dies Land ist in allem unmäßig: in seiner Größe, seinen Waldungen, seinem Klima, seinen Menschenmengen. Bei uns ist jetzt schon an zwei Stellen Flecktyphus durch die Läuse ausgebrochen. Es gibt hier alles, was unschön und häßlich ist. Eben erhielt ich Deine Briefe aus Münster. Sie sind nun fast 4 Wochen alt. Wie schön wäre es, wenn man in seiner eigenen Wohnung wieder einmal sein könnte, die nun leer und kalt dasteht. Jetzt wo wir nun den Krieg mit Amerika wirklich haben¹⁷⁴, ist es ja fast unübersehbar, wann man jemals wieder zu ihrer Benutzung kommt. Man muß sich immer wieder gewaltsam hochreißen, wenn man sich das alles klar macht. 1/9 meines Lebens habe ich nun im richtigen Krieg, noch viel mehr in kriegsähnlichen Zuständen zugebracht. Hinzu kommt zur Zeit, daß der

¹⁷¹ Rostov hatte bereits am 28. 11. 1941 von der 1. Panzerarmee (Kleist) geräumt werden müssen. Vgl. Reinhardt, Wende, S. 177f.

¹⁷² Vgl. auch Guderian, Erinnerungen, S. 233, der Anfang Dezember 1941 für einige Tage seinen vorgeschobenen Gefechtsstand in diesem Gut, Jasnaja Poljana, einrichtete.

¹⁷³ Gemeint sind die Reichskommissariate Ostland und Ukraine.

¹⁷⁴ Nach dem Überraschungsangriff Japans auf Pearl Harbour (7. 12.) und der amerikanischen Kriegserklärung an Japan (8. 12.) hatten Deutschland und Italien den USA am 11. 12. 1941 den Krieg erklärt.

Russe garnicht daran denkt, wie wir es wollen, den Krieg den Winter über einzustellen. *Er* greift auf der ganzen Front an, und zwar mit stellenweise nicht unbeachtlichen Erfolgen, die auch über ein „örtliches“ Maß hinausgehn. Auch wir fühlen uns nicht sehr sicher. Unendliche Räume müssen mit einem Mindestmaß von Kräften gehalten werden. Der Feind braucht nur an einer Stelle seine Kräfte zusammenzufassen, dann entstehen sofort ganz schwierige Lagen. Dazu kommt, daß nach dem bald 6monatlichen Feldzug alles mehr als nur körperlich u. seelisch beansprucht ist. Wir fühlen uns in keiner Weise glücklich.

(44) *Brief an seine Frau, 16. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 157)*

Der Russe ist in den großen Lücken, die unsere dünne Front allenthalben hat, an mehreren Stellen durchgestoßen und hat uns zum Rückzug gezwungen¹⁷⁵. Er vollzieht sich unter den gleichen Begleitumständen wie im Jahre 1812, tiefem Schnee, fast ungangbaren Wegen, Schneetreiben, Sturm u. Kälte. Welches Ende diese Dinge nehmen werden, weiß ich nicht, man kann nur hoffen, daß es gelingt, die Sache noch zum Stoppen zu bringen. Aber so recht klar ist uns in unserem Kreise nicht ersichtlich, wie das gemacht werden soll. Dazu sitzt unser Kind¹⁷⁶ in den gleichen Umständen mit drin. Er ist fast an dem Tage an die Front gekommen, da die Dinge sich wandten. Meine Gedanken sind immer bei ihm. Aber auch die eigenen Sorgen türmen sich bergeshoch, und man kann, wo man auch sucht, sich keinen rechten Ausweg vorstellen. Witterung, Land und Schwierigkeiten der Natur auf allen Gebieten schlagen einem jedes Mittel aus der Hand, mit dem man die Dinge wenden möchte. Unsere oberste Führung hat geglaubt, über Dinge hinwegsehen zu können, die stärker sind als menschliche Gewalt und an denen wir einfach zerbrechen. Im ganzen [Ersten] Weltkriege habe ich nicht solche Lagen erlebt, wie sie jetzt durchzukämpfen sind. Wo es hinausgeht, steht in Gottes Hand. Diese Tage können von entscheidender Bedeutung für den Kriegsverlauf werden.

(45) *Brief an seine Frau, 19. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 159f.)*

Jetzt ist es auch der obersten Führung klar, daß im Augenblick der Bestand des Ganzen auf dem Spiel steht. Vorher hat aber niemand auf die Warnrufe gehört. Im Großen u. Kleinen ist genug über den Zustand u. die Schwäche unserer Truppe berichtet worden. Ohne Rücksicht auf die fehlende Winterbekleidung, die ungenügende Verpflegung, den schlechten Nachschub, die zusammengeschmolzenen Stärken wollte die Heeres[ei]t[un]g nach Moskau, Guderian¹⁷⁷ nach Tula. Alle Vorsichtsmaßnahmen wurden bei Seite gelassen. Nun heißt es: Opfert Euch, um die Lage wieder gut zu machen.

¹⁷⁵ Das XXXXIII. A.K. wurde am 8. 12. von der sowjetischen 50. Armee angegriffen und in den folgenden Wochen schrittweise nach Westen auf Kaluga zurückgedrängt bzw. musste sich der drohenden Umfassung durch Ausweichen entziehen. Dem stand seit dem 16. 12. der unbedingte „Haltebefehl“ Hitlers gegenüber.

¹⁷⁶ Hartmut Heinrich (*1921) war als Soldat ebenfalls im Bereich der Heeresgruppe Mitte eingesetzt.

¹⁷⁷ Heinz Guderian (1888–1954), Generaloberst, November 1940–Oktober 1941 Befehlshaber der Panzergruppe 2, Oktober–Dezember 1941 Oberbefehlshaber der 2. Panzerarmee. Vgl. auch die Kritik an Guderian, „der uns mit seiner famosen Führung in diese Isolierung hineingebracht hat“, in Heinrichs Brief an seine Frau vom 22. 12. 1941, in: BA-MA, N 265/12, Bl. 145.

Ich hoffe, daß es doch gelingen wird, unter Einsatz aller Kräfte die Krise zu meistern. Seit 48 Stunden ist der Führer selbst am Werk, um Hilfe zu senden, wo er kann¹⁷⁸. Für uns ist es nicht zu übersehn, was alles geschieht.

(46) *Brief an seine Frau, 20. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 161f.)*

Immer mehr zeichnet sich ab, daß wir langsam eingekesselt werden. In einem Halbkreis stehn wir südöstlich Kaluga und der Feind faßt um unsere Flanken herum. Reserven zum Schutz derselben sind nicht vorhanden. Alle Bitten, alle Anforderungen nach oben werden nicht beantwortet. Also werden wir wohl dem Russen so oder so in die Hände fallen. Heute hat Brauchitsch sein Amt als Oberbefehlshaber niedergelegt, der Führer es selbst übernommen. Auch er wird wohl nicht in der Lage sein, die Dinge zu wenden. [...]

Es wird wohl oft nach den Gründen für diese plötzliche Wendung gefragt werden, die uns von scheinbar höchster Höhe in den Abgrund stürzte.

Man hat den Russen völlig unterschätzt. Noch am 3. 12. gab die H[eer]es-Gruppe einen Fernspruch heraus, des Inhalts, es kommt nur auf eine letzte Anstrengung an, dann bricht der Gegner zusammen. Er hat keine Reserven mehr. Er hatte aber seine sibirische Armee noch, er hatte unendlichen Ersatz für seine geschwächten Verbände, womit er sie immer wieder auffüllte. Wir haben seit Ende Juni fast keinen Ersatz bekommen, seit Oktober nichts mehr zu essen, sondern mußten aus dem Lande leben, sofern wir noch etwas fanden, unsere Truppen waren ihrer besten Führer u. Leute längst beraubt und sie standen im russischen Winter ohne eine Spur brauchbarer Kleidung. Man muß nur aufs Höchste bewundern, was diese überanspruchten, decimierten, verlausten u. entkräfteten Leute geleistet haben. So ist es. Nun werden sie einfach von den russischen Massen erdrückt, umgangen. Viele Hunde sind des Hasen Tod.

(47) *Brief an seine Frau, 22. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 165f.)*

Obgleich wir das Verhängnis der Umfassung kommen sahn, wurde uns immer wieder von oben befohlen zu halten. Umgangen, konnten wir das doch nicht, sondern mußten immer wieder ausweichen. Der Rückzug in Schnee u. Eis ist absolut napoleonischer Art. Die Verluste sind ähnlich. Die Apathie der Leute steigt. Der Zustand der Truppe ist nur noch als bejammernswert zu bezeichnen.

Ich stehe wieder an der Stelle des Hauptdrucks der Russen. Im Grunde sind wir schon völlig umgangen. Gestern war die Lage hoffnungslos. Wir sahen unser Ende im Kessel vor uns. Im letzten Augenblick gab Kluge die Erlaubnis zu neuem Ausweichen¹⁷⁹. So wurde unsere Existenz um eine Spanne verlängert. Gott weiß, wie es enden wird. In seine Hände müssen wir alles legen.

Der Anlaß zu den die Lage nicht erkennenden Haltebefehlen ist wohl die oberste Stelle selbst. Um Japan zunächst in den Krieg zu bringen u. nun nicht im

¹⁷⁸ Hitler hatte der Heeresgruppe Mitte am 16. 12. mitgeteilt, dass er den Oberbefehl des Heeres faktisch selbst übernommen habe. Offiziell ging der Oberbefehl erst am 19. 12. von Brauchitsch auf Hitler über. Vgl. Reinhardt, Wende, S. 223.

¹⁷⁹ Am 21. 12. war dem XXXXIII. A.K. erlaubt worden, ganz nach Kaluga zurückzugehen, um sich den Ausweg nach Nordwesten offen zu halten. Die Stadt konnte bis zum 30. 12. 1941 verteidigt werden, bevor sich das Korps weiter in Richtung Juchnov zurückziehen musste.

Stich zu lassen, sollen keine Mißerfolge zugegeben werden. Um dies vermeiden zu können, müssen wir stehn bleiben. Das bedeutet ein schlimmes Ende. In seinen Folgen wird es viel böser sein, als wenn wir jetzt 200 km ausweichen. Tag für Tag wird mit diesem Entschluß gezögert, die dem Feind zu gute kommen u. unsere Lage verschlechtern.

Das Auf u. Ab der Lagen ist kaum noch zu ertragen. Seit 10 Tagen sehe ich das Verhängnis kommen, rufe, beschwöre. Man bekommt Befehle, die garnicht mehr ausführbar sind. Man windet sich nur noch am Abgrund entlang. Nichts hilft, man will oben nicht sehn. Die Folgen werden unabsehbar sein.

(48) *Brief an seine Frau, 24. Dezember 1941 (BA-MA, N 265/155, Bl. 168)*

Das Verhängnis schreitet fort. Und oben, in Berlin an oberster Stelle, will niemand es sehn. Wen die Götter verderben wollen, schlagen sie mit Blindheit. Das erleben wir täglich von neuem. Aber aus Prestige-Gründen wagt niemand einen entschlossenen Schritt rückwärts zu tun. Sie wollen nicht wahr haben, daß ihre Armee vor Moskau schon völlig umfaßt ist. Sie weigern sich, anzuerkennen, daß der Russe so etwas tun kann. Und in völliger Verblendung taumeln sie in den Abgrund. Sie wollen keinen Mißerfolg zugeben. Und sie werden in 4 Wochen mit dem Verlust ihrer Armee vor Moskau und später mit dem Verlust des Krieges enden.

Von Tag zu Tag mehr erleben wir an uns selbst, daß uns ruckweise die Schlinge um den Hals zugezogen wird. Der Führer will es nicht glauben. Für uns selbst, die wir die Lage erkennen, ist es aber geradezu zermürend, seit 14 Tagen stückweise geschlachtet zu werden. Es gibt mal 24 Stunden ein Aufatmen. Dann kommen die Hiobsposten wieder hageldicht. Kein Gegenzug gelingt, weil wir dauernd in der Nachhand sind und der Feind uns das Handeln vorschreibt. Die Lage ist zerrütend und unerträglich.

(49) *Brief an seine Frau, 6. Januar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 8)*

Die letzten Tage waren wieder erfüllt von ganz großen Anstrengungen. Gestern sah wieder mal alles ganz besonders schlimm aus. Heute kann man das Bild vielleicht etwas ruhiger betrachten. Aber es ist trotz allem noch unerfreulich genug. 30 Tage dauert für uns nun schon dieses unerhörte auf und ab. 30 Tage zerrt u. zieht es an den Nerven. 30 Tage hofft man, wartet man und sieht nur geringe Ansätze zur Änderung. Es wäre aber alles viel schlimmer, wenn nicht die Truppe mit geradezu unvorstellbarer Zähigkeit, Heldenmut alle die Unbilden des Kampfes, der Witterung, der Schwierigkeiten im Nachschub doch überwunden hätte. Wir haben im Sommer u. Herbst geglaubt, Unvorstellbares zu leisten. Es ist alles nichts gegen jetzt.

Seit gestern hat die Kälte von 30–40° aufgehört. Dafür schneit u. weht es jetzt und macht die Wege schwer passierbar. Nichts ist für, alles gegen uns. Man kommt eigentlich nur mit Schlitten vorwärts. Alle anderen Bewegungsmittel versagen oder sind aufs äußerste gehemmt.

(50) *Brief an seine Frau, 11. Januar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 10–12)*

Alles ist programmmäßig so eingetroffen, wie ich es den hohen Vorgesetzten gesagt habe. Alle Vorschläge lehnten sie ab, aus Angst, an oberster Stelle anzusto-

ßen. Ob die Leute Kluge oder Kübler¹⁸⁰ (unser neuer Armeeführer) heißen, sie haben alle Angst vor der höchsten Stelle. Und die führt nach Schlagworten wie: „kein napoleonischer Rückzug“, bleibt mit offenen Flanken stehen u. laßt dem Feind Zeit, in aller Ruhe herum zu marschieren und uns von hinten im Rücken anzugreifen¹⁸¹. Man hofft auf Heranbringen von neuen Divisionen. Aber die kommen so langsam, so tropfenweise, daß sie viel zu gering sind, uns herauszuhaun. So wird der Russe wohl bei uns seine erste Vernichtungsschlacht gewinnen. Man harrt aber doch mit dem Schicksal, wenn man sieht, aus welchen verbohrtten Köpfen alles kommt und daß es der Mittel, es völlig zu vermeiden, genug gab, wenn man *einen* großen Entschluß vor 3 Wochen, vor 14 Tagen, ja noch vor 5–6 Tagen faßte, sich abzusetzen. Sie sind auch genugsam vorgeschlagen worden. Aber die oberste neue Heerführerstelle lehnt alles ab, handelt darum, ob man von den eroberten 1200 km 20 mehr aufgibt oder nicht. Dabei ist es völlig gleichgültig, wo wir in Rußland stehn. Ich glaube aber, der Zeitpunkt kommt, wo man alles noch sehr bereuen wird. Für uns selbst als Leidtragende ändert das aber nichts.

Schon jetzt sind die Verhältnisse unglaublich. Überall macht sich der Druck des Feindes bemerkbar. Wir sind schon zum Ersticken zusammengepreßt. Bei 15° Kälte kommt kaum der Mensch, die Pferde garnicht unter Dach. Kraftwagen haben so gut wie aufgehört, die Schlitten bleiben auf den überfüllten Wegen stecken, 4 Stunden bin ich heute im Dunklen durch tiefen Schnee gestapft. Überall zeigen sich die ersten Anzeichen der beginnenden Niederlage. Morgen wird wohl unsere Hauptnachschrubstraße gesperrt sein. In wenigen Tagen vielleicht auch die Bahn. Und dann? Kämpft ohne Munition oder Verpflegung! Alle meine Nachbar K[omman]d[ie]r[en]den Generäle sind plötzlich verschwunden, krank pp. geworden. Andere werden versetzt und reisen schleunigst ab. Ich *soll* wohl hierbleiben, an der äußersten Stelle stehend, ohne sichtbare Möglichkeit, davonzukommen.

(51) *Brief an seine Frau, 21. Januar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 14)*¹⁸²

Gestern war wieder ein Tag, an dem man verzagen konnte. Von Norden u. Süden war der Russe dabei, die Zange um uns zuzukneifen. Alle nur denkbaren Gegenmaßnahmen führten im Augenblick zu keinem Erfolg. Man sah unerbittlich u. unwiderruflich das Schicksal sich vorbereiten.

In diesem Augenblick wurde ich angerufen u. mir mitgeteilt, daß ich zum Oberbefehlshaber der 4. Armee ernannt sei, an Stelle des Generals Kübler, der ihre

¹⁸⁰ Ludwig Kübler (1889–1947), General der Gebirgstruppe, Dezember 1941–Januar 1942 Oberbefehlshaber der 4. Armee. Kübler hatte am 26. 12. 1941 Kluge ersetzt, der bereits am 18. 12. als Nachfolger Bocks den Oberbefehl über die Heeresgruppe Mitte übernommen hatte. Heinrichs Korps war seit dem 19. 12. wieder der 4. Armee unterstellt.

¹⁸¹ Nach dem Fall Kalugas und der Aufgabe der Oka-Stellung Ende Dezember 1941 befand sich das XXXXIII. A.K. in einem engen Schlauch zwischen Kaluga und Juchnov, der von Norden, Süden und Osten zusammengedrückt wurde und schließlich auch im Westen zugeschnürt zu werden drohte. Alle Anträge auf ein weiteres Ausweichen nach Westen stießen auf den Haltebefehl Hitlers. Erst am 15. 1. 1942 erlaubte Hitler die Rücknahme der Front auf eine „Winterstellung“ knapp ostwärts von Juchnov, verlangte aber zugleich von der 4. Armee, diesen wichtigen Verkehrspunkt zu halten und die „Rollbahn“, die befestigte Hauptnachschrubstraße Roslavl’–Juchnov, unbedingt zu verteidigen.

¹⁸² Das Hauptquartier der 4. Armee befand sich in Spas-Demensk. Dort wurden offenbar auch dieser Brief und die nachfolgenden Dokumente (bis auf Dok. 57–59) geschrieben.

Führung vor kurzem erhalten hatte¹⁸³. Damit wurde ich unversehens aus dem unmittelbaren Geschehen herausgerückt. Es war Gottes Wille, daß er dies getan hat.

Nun liegt mir die Last auf, mit der Armee diesen Kampf durchzustehn. Keine deutsche Armee befand sich seit Menschengedenken in solcher Lage. Alle heranzuführenden Kräfte setzt der Feind daran, sie zu vernichten. Ob es gelingen kann und wird, dies zu verhindern, kann heute niemand sagen. Ich kann nur den lieben Gott bitten, daß er auch hier mir hilft und im letzten Augenblick eingreift. Heute hat er mit 38°, gestern mit 42° Kälte unsern Feind aufgehalten.

(52) *Brief an seine Frau, 30. Januar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 17)*

Das schwere Ringen geht weiter. Gestern war wieder ein Krisentag erster Ordnung. Wieder erreichten wir nicht die von uns gesteckten Ziele, uns Luft zu machen. Wieder ging alles fehl. Wie eine Blase, von allen Seiten feindumgeben, hängen unsere Korps in der Luft. Um zu ihnen zu kommen, mußte ich heute im Storch hinfliegen, 25 m hoch dicht an den Russen vorbei. Die schossen auch, ohne uns zu treffen. Die ganze Nacht habe ich vor Sorgen gewacht. Ich konnte einfach nicht schlafen. Es ist ein wahnsinniger Kräfteverbrauch. Mit Cognac u. wahnsinnigem Rauchen hält man sich hoch.

(53) *Tagebuch, 5. Februar 1942 (BA-MA, N 265/14, Bl. 11)*

[Die Heeresgruppe Mitte] verlangt immer wieder, daß wir unsere Kräfte in der Front festlegen, während der Feind sie dort abzieht u. gegen unsere Flanken einsetzt¹⁸⁴. Sie fürchtet sich, dem Führer auch nur einige Meter Ausweichen vorzuschlagen. Innerlich erkennt sie die Notwendigkeit. Aber sie wagt erst im äußersten Fall sie nach oben zu vertreten. So steht man laufend wie ein Schwimmer da, der an Händen u. Füßen gefesselt ins Wasser geworfen wird. Man könnte sich schon wehren, aber die Mittel dazu werden genommen u. erst so spät frei gegeben, wenn es fast vorbei ist. Für die Führer und die Truppe entstehen dadurch Situationen, wie sie nicht schlimmer u. verkrampfter sein können.

Neue Angriffshandlungen im Schnee, die man doch gerade vermeiden will, neue schwere Verluste der lächerlich schwachen Truppe sind die Folge. Was sind noch Divisionen? 4–600 Mann stark ist ihre Infanterie, eigentlich ein Bat[ail][on]. Für über 10 000 Ausfälle haben wir noch nicht 500 Mann Ersatz bekommen. Das ist die seit Weihnachten versprochene Hilfe u. jetzt ist es Februar. Leute mit erfro-

¹⁸³ Kübler war am 20. 1. 1942 nach einem Vortrag bei Hitler abgelöst und durch Heinrici ersetzt worden, weil er ein Halten der „Winterstellung“ ohne weitere Ausweichbewegungen nicht für möglich hielt und sich der Lage nicht mehr gewachsen fühlte. Vgl. Reinhardt, Wende, S. 251. Nun stand Heinrici vor dem Problem, die unmögliche Lage der 4. Armee auf dem schmalen Streifen an der „Rollbahn“ zu meistern. Diese „Lebensader“ seiner Armee musste dabei nicht nur süd- und ostwärts, sondern zunehmend auch nord- und westwärts, gegen Partisanen, durchgebrochene Gardekavallerie und abgesetzte Fallschirmtruppen unter Befehl General Belovs, verteidigt werden, so dass die militärische Situation in den folgenden Wochen fast einer Kesselschlacht ähnelte.

¹⁸⁴ Obwohl es der 4. Armee am 3. 2. 1942 durch einen örtlichen Gegenangriff gelungen war, die Lücke zur nördlich liegenden 4. Panzerarmee zu schließen und dadurch die größte Gefahr vorerst zu bannen, blieb ihre Lage gefährdet, da immer wieder neue Feindeskkräfte in ihren Rücken gelangten. Die von Heinrici vorgeschlagene Frontverkürzung auf eine neue Stellung westlich von Juchnov wurde weiterhin abgelehnt.

renen Gliedmaßen dürfen nicht mehr ins Lazarett, weil die Stärken zu sehr absinken. In der Front greift die Hoffnungslosigkeit um sich. Wie lange soll das noch dauern? Bis der russische Winter sich in Schlamm verwandelt! Das ist im April. Noch 8 Wochen! Genau so lang wie bisher der Rückzugskampf dauert. Alle hoffen auf den neuen obersten Befehlshaber, der wird es schon machen. Und er ist es, der diese Dinge alle heraufbeschwört, weil er starr festhält.

(54) *Brief an seine Frau, 6. Februar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 20)*

Ich lebe nur in militärischem Denken. Alles andere scheidet einfach aus. Ich jedenfalls *kann* mich garnicht mit anderem beschäftigen, die innere Ruhe dazu fehlt völlig. Immer wieder lebt man in den Zustand: Wie wird der heutige Tag oder die kommende Nacht vorübergehn. Nur im Vertrauen auf Gott kann man das durchhalten.

(55) *Brief an seine Frau, 12. Februar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 23)*

Gestern war ich mit dem Feldmarschall¹⁸⁵ zusammen. Er war erstaunlich guter Laune, obgleich er auch genug Sorgen hat. Aber er steht dem unmittelbaren Erleben doch ferner als wir. Die Tagebuchblätter schildern ja eigentlich nur militärische Tatsachen. Wie beeindruckend, nervenzerrend im Augenblick diese Situationen wirklich sind, können sie nicht wiedergeben. Und das Schlimme ist: Bei unserer Lage ist gar kein Absehn, daß sich dies Alles ändert.

(56) *Tagebuch, 16. Februar 1942 (BA-MA, N 265/14, Bl. 20)*

Es ist ja überhaupt ein Wunder, daß die Armee noch erhalten ist. Aus eigener Kraft wäre sie nicht bestehen geblieben, wenn der Feind richtig gehandelt hätte. Er hielt uns wohl für erledigt, und glaubte, mit den Kräften, die zum Einschwenken gegen unsern Rücken bereits für ihn griffbereit standen, Fernzielen nachsehen zu können. Er vergaß, daß der Spatz in der Hand besser ist als die Taube auf dem Dach. Dies ist der Grund, warum es bis jetzt gut gegangen ist. Es ist aber einer, der sich unserer menschlichen Einwirkung entzog. Hier griff ein Höherer ein, der die Sinne lenkt. Ohne ihn wäre unsere Einkesselung eine Tatsache, an der wir nichts, aber auch nichts mehr hätten ändern können.

(57) *Tagebuch, [Rastenburg] 28. Februar 1942 (BA-MA, N 265/14, Bl. 21)*

10 [Uhr] Flug mit Ju [52] Smolensk-Rastenburg¹⁸⁶, Ankunft 13 [Uhr]. Nach Essen mit „Führer“ Durchsprechen Lage einzelner Armeen.

Bei mir: Nach eingehender Schilderung Lage an der Rollbahn, Druck dort des Gegners von Süden u. von Norden (Luftlandebrigaden). Gefahr, daß stündlich unsere Versorgung unterbrochen werden kann, Antrag, Juchnow aufgeben zu können. Grund: Wir brauchen Reserven, wir müssen Kräfte frei machen. Sonst geht hinten die Rollbahn verloren, die nur durch zusammengewürfelte Verbände

¹⁸⁵ Generalfeldmarschall von Kluge, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte.

¹⁸⁶ In Rastenburg/Ostpreußen befand sich seit dem 24. 6. 1941 das Führerhauptquartier „Wolfschanze“. Heinrici war mit den anderen Oberbefehlshabern des Mittelabschnitts der Ostfront zum Vortrag gebeten worden. Vgl. Halder, Kriegstagebuch III, S. 407 (28. 2. 1942).

gehalten wird. Mit Rollbahn lebt u. stirbt aber die Armee. Einwurf von seiner Seite, wir gäben damit die Straße Juchnow-Gschatsk auf, die doch die einzige Versorgungsmöglichkeit in der Schlammzeit ist. – Dies seinerseits Irrtum. Diese Straße ist in der Nässe Periode ein Morast. Nützt uns nichts.

Er kämpft um das Zugeständnis. Schiebt es hinaus. Willigt erst am Schluß der Besprechung ein, als auch Kluge den Antrag befürwortet, und die Straße Juchnow-Gschatsk als unmöglich schildert. F. sagt, es sei ja im Grunde gleichgültig, ob man 10 km ostwärts oder westlich Juchnow stünde. Jetzt, nachdem seiner Ansicht nach die Front stabilisiert, rechte er nicht um einige Kilometer. Man habe ihn vielleicht für „starrköpfig“ halten müssen, weil er sich bisher so eisern gegen jedes Ausweichen verschlossen habe. Dies sei nötig gewesen, um überhaupt die Front zu stabilisieren. Es habe Leute gegeben, die unsere Lage für verloren hielten. Nur indem er sich auf den Standpunkt des unbedingten Haltens gestellt habe, sei es möglich gewesen, einer Panik entgegenzuwirken. (Im großen sehr richtig, im einzelnen aber schief gesehn. Aus diesem Fehler heraus entstanden unsere fortgesetzten Krisenlagen u. die hohen Verluste.)

F. interessiert sich immer wieder für technische Einzelheiten, geht auf Fragen der Technik mit besonderer Vorliebe ein. Meint, Panzerabwehr habe solchen Vorsprung vor Panzer, daß dieser im Jahr 42 verschwinden würde. (?) Sieht England z.Zt. im Stadium Deutschlands im Sommer 18. Ist insgesamt ungeheuer zuversichtlich.

(58) *Brief an seine Frau, Jägerhaus bei Rastenburg 28. Februar 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 28)*

Zum ersten Mal seit Pfingsten wieder in Deutschland in anständigen Räumen, in geordneten Verhältnissen. Ein fast unfassbarer Zustand. Es giebt ein Wasserclo u. eine Badewanne, und Blumen auf dem Tisch. Unvorstellbar. Ich warte nun auf das Telefongespräch, was ich mit dir angemeldet habe.

Hier ist Alles getragen von großem Optimismus. Unsere kleine persönliche Lage ist leider wesentlich mehr bedrängt. Gerade zur Zeit sind wir in einer ausgesprochen bedrängten Situation. Es ist eine Erholung, einmal 24 Stunden aus den unmittelbaren Eindrücken des auf u. nieder heraus zu sein, wie man es heute sein kann.

(59) *Brief an seine Frau, [Rastenburg] 1. März 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 29)*

Die Auffassung hier ist, daß wir im Großen über die russische Winter Offensive hinweg sind u. einen Abwehrsieg erfochten haben, der den Feind außerordentlich geschwächt hat¹⁸⁷. In Bezug auf England wurden nach den Niederlagen durch die Japaner im fernen Osten Hoffnungen laut, oder ich möchte besser sagen, Beurteilungen, als ob es dort wäre wie bei uns im Herbst 1918. Na, wir werden sehn.

¹⁸⁷ Bereits Ende Januar 1941 hatte die sowjetische Offensive an Durchschlagskraft verloren, und Mitte Februar war die Lage im wesentlichen stabilisiert. Allerdings blieb besonders die Situation der 4. Armee bis Anfang Mai angespannt, da sie die „Rollbahn“ mit schwachen Kräften nach vorne und auch nach hinten gegen Angriffe der Roten Armee zu verteidigen hatte.

Das ändert für mich nichts, daß mir der Gen. Oberst Halder¹⁸⁸ von sich aus sagte, niemand sei so bedrängt als ich. Tatsächlich würgt der Russe uns an der Kehle. Wenn er 500 m! weiter kommt, ist sie zugedrückt.

(60) *Brief an seine Frau, 5. März 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 31f.)*

Seit heute morgen greift der Russe auf ganzer Front an, nicht nur bei uns, sondern fast überall an den Hauptfronten. Die eingebrachten Gefangenen sagen aus, durch diese Offensive müsse nun die so lange erstrebte Entscheidung erzwungen werden. Auf einem großen Teil meiner Armeefront haben wir diesen Angriff den Erfolg entzogen, indem wir uns gerade vom Gegner abgesetzt hatten¹⁸⁹. Dies hatte ich mit einiger Mühe neulich in Ostpreußen erkämpft, leichter, als ich es dachte. Denn mir wurde gesagt, nachdem nun überhaupt die Front im Großen zum Stehen gebracht ist, spielt es eigentlich keine Rolle, ob wir 10 km weiter ostwärts oder westlich sind. Durch diese Bewegung haben wir Truppen freibekommen, um andere sehr wichtige u. schwache Stellen an der Rollbahn zu verstärken. Das erwies sich heute schon aufs dringlichste nötig. Dort entstanden schon wieder sehr üble Lagen. Vorläufig scheinen sie einigermaßen gemeistert. Aber wir stehn erst am Anfang der Kämpfe. Sie werden wieder 14 Tage andauern.

Und sie werden bei unserer Lage manche Aufregung u. Sorge bringen. Gott Lob ist der Russe nach heute 3monatlicher Winter-Offensive auch sehr kaput, und sehr schlechter Stimmung. Zum ersten Mal seit vielen Monaten haben wir wieder Überläufer gehabt.

Du schreibst, daß die Leute in Berlin die Dinge sehr viel ruhiger und vertrauensvoller ansähen, ich solle mich nicht unnötig in Sorgen hineinsteigern. Nun, ich will dir sagen, daß es ein wesentlicher Unterschied ist, ob man es dort auf einer Karte 1 zu einer Million betrachtet oder hier an Ort u. Stelle die Dinge unmittelbar *erlebt*, die Gefahren teilt, den abgekämpften Zustand der Truppe sieht, die 20° Kälte empfindet, und fast täglich durchmacht, daß Kampfhandlungen schlecht ausgehen und nur mit Mühe wieder gerade gebogen werden. Schließlich stehn wir nun auch seit 8½ Monaten in *einer* ununterbrochenen Schlacht, seit 3 Monaten in der Lage, umfaßt u. umgangen zu sein. Sieh dir die Karte an: Feinde ringsum. Während ich hier schreibe, fliegen die russischen Flugzeuge über unsern Ort u. setzen Nacht für Nacht nun seit 6 Wochen Luftlandetruppen in unserm Rücken ab. Niemand hindert sie. Wir haben keine Kräfte, um dagegen etwas tun zu können. Die Truppe ist viel glücklicher insofern dran, als sie nur das eigenste Erlebnis des kleinen Ausschnitts kennt. Sie kommt wohl einige Zeit in schwerste Lebensgefahr, dann aber wird es immer wieder ruhiger. Sie ahnt meist garnicht, in welchen großen Gefahren sie eigentlich steht. Die badet unsereins aus, der beides durchmacht: die Kampfnöte der Truppe und die Sorgen der großen Lage. So ist es¹⁹⁰.

¹⁸⁸ Franz Halder (1884–1972), Generaloberst, September 1938–September 1942 Chef des Generalstabs des Heeres.

¹⁸⁹ Nach der Rückkehr Heinrichs aus dem Führerhauptquartier konnte die 4. Armee am 3.3. 1942 endlich in die längst gewünschte Stellung westlich von Juchnov und der Ugra zurückgenommen werden. Diese Linie wurde bis zum Ende der sowjetischen Angriffe Anfang Mai 1942 gehalten.

¹⁹⁰ Vgl. auch die ähnliche Auseinandersetzung um die Widersprüche von Heimat- und Frontstim-

(61) *Brief an seine Frau, 9. März 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 33)*

Wenn sich doch endlich die Lage entspannte. Wenn endlich einmal doch dieser wütende Anfall aufhörte¹⁹¹. Über die Stärke, das Können u. die Zähigkeit der Russen hat man sich gründlich getäuscht. Auch über seine Organisationsfähigkeit u. die Hilfsmittel, die ihm zur Verfügung stehn.

(62) *Tagebuch, 13. März 1942 (BA-MA, N 265/14, Bl. 28)*

Mittags Gefangenen Unterbringung angesehen, war teilweise entsetzt. Abhilfe angeordnet. Damit schädigen wir uns selbst.

(63) *Brief an seine Frau, 25. März 1942 (BA-MA, N 256/156, Bl. 35f.)*

Am meisten macht uns persönlich der Feind im Rücken besorgt, der allmählich zu einer Armee angewachsen ist¹⁹². Wir haben nicht nur eine Front nach vorn, sondern auch nach hinten, und keine Truppen, um sie genügend abzudichten. Wir schwimmen gewissermaßen wie eine blaue Landzunge im roten Meer, und dies wird, nachdem es genügend aufgefüllt ist, von rückwärts her täglich wilder und stürmischer.

(64) *Brief an seine Frau, 30. März 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 37)*

Wir stehn z.Zt. in dem vielleicht schwersten russischen Angriff drin, den der Feind gegen uns geführt hat. Seit 4 Tagen greift er wirklich mit Massen an und wirft täglich neue Kräfte in den Kampf, Infanterie, Artillerie, Panzer, nachts Flieger. Mit großer Aufopferung kämpft unsere Truppe. Sie hat es aber ungeheuer schwer. Dazu will es immer noch nicht Frühjahr werden. Seit 8 Wochen haben wir ja fast ausnahmslos strahlende Sonnentage. Das bedeutet zur Zeit: Im Windschatten Tau, sonst am Tage leichte, in der Nacht starke Fröste. Wir hoffen doch, daß der „Schlamm“ endlich vielleicht Entlastung bringt. Aber ununterbrochen, Tag u. Tag geht der Druck durch den Feind weiter. Nichts kommt zur Ausführung, was wir machen wollen. Immer wird es durch Unternehmungen der anderen durchkreuzt. Im tiefsten Grund sind es alles Auswirkungen jener Entschlüsse, die uns in diese Situation hineingeführt haben. Denn sie halten uns in Lagen fest, die den Feind geradezu zum Handeln zwingen. Niemand weiß, wie lange das eigentlich noch gehen wird. Aber jeder fürchtet, daß ein Ende nicht abzusehen ist.

(65) *Brief an seine Frau, 16. April 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 40)*

Die Angriffe des Gegners gehen inzwischen weiter. Gestern, heute den ganzen Nachmittag bis in die Nacht. Der Russe setzt seine Leute durchs Wasser, durch

mung im Brief Stieffs (1. Generalstabsoffizier der 4. Armee) an seine Frau, 7. 12. 1941, in: Stieff, Briefe, S. 138–141.

¹⁹¹ Vgl. den Brief an seine Frau, 16. 2. 1942, in: BA-MA, N 265/156, Bl. 24: „Vorläufig fallen sie uns täglich neu wie ein wildes Tier an, mit einer Verbissenheit, Zähigkeit, ja Verzweiflung, wie sie noch nie da war.“

¹⁹² Im Dreieck Smolensk-Vjaz'ma-Spas-Demensk hatte sich seit Januar im Rücken der 4. Armee aus Teilen des I. Gardekavalleriekorps, Luftlandetruppen und Partisanen eine ca. 20000 Mann starke, von General Belov geführte Streitmacht gebildet, die erst Ende Mai/Anfang Juni 1942 vernichtet werden konnte („Unternehmen Hannover“). Vgl. DRZW, Bd. 6: Horst Boog [u.a.], Der Globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943, Stuttgart 1990, S. 865f.

den jetzt nassen Sumpf, es ist ihm alles ganz egal, er führt immer neue Divisionen heran, opfert hunderte u. tausende von Menschen, und versucht mit allen Mitteln sein Ziel zu erzwingen, unsere Flanke einzudrücken. Er denkt garnicht daran, in der Schlamm Periode aufzugeben. Er kennt weder Nässe noch Kälte. Seine Panzer fahren durch Schnee ebenso wie durch Morast. Er will uns zermürben. Es ist schwer, das durchzuhalten, denn es ist eine ungeheure Beanspruchung, für alle Führer, für die Truppe, die immer weniger wird und immer mehr zusammenschmilzt.

(66) *Brief an seine Frau, 25. April 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 45f.)*

Eine Woche fortgesetzter u. schwerster Kämpfe liegt hinter uns. Überall im Osten ist es verhältnismäßig ruhig. Bei uns geht der Großkampf trotz Schlamm, trotz Wasser, trotz Bewegungsunmöglichkeit weiter. Die Armee steht in einer so verteuflten Situation, daß es für den Russen einfach zwingend ist, sie anzugreifen. Immer neue Divisionen setzt er bei uns ein, immer neue Panzer schleppt er heran, immer mehr Artillerie bringt er gegen uns in Stellung. Während ich hier Abends um ½ 11 schreibe, höre ich im Laufe des Schreibens einer Zeile 3–4 schwere Einschläge. Und immer stehen wir in der Lage, daß wir den geringsten Geländeverlust, bald den von wenigen 100 Metern, mit der Sperrung unserer berühmten Rollbahn bezahlen würden. Bei andern Leuten spielen Kilometer, hier fast Centimeter eine Rolle. [...] Allmählich scheinen allerdings auch den Leuten oben die Augen aufzugehn. 3 Tage war bei uns General Bl[umentritt]¹⁹³ vom O.K.H., früher selbst hier Armee Chef, ein sehr klar sehender und vernünftiger Mann, der die Dinge hier schon erkannte, wie sie sind: daß wir in einer einzigen dünnen Perlenschnur mit der Front nach 2 Seiten stehn und uns weder rücken noch rühren können, nicht die geringsten Reserven haben, um Fehlschläge ausbessern zu können, geschweige denn von uns aus das geringste gegen den Feind zu tun. Nichts anderes gibt es, als auf der Stelle zusammenzurücken, wo es brennt, mit der klaren Erkenntnis, daß an anderen Punkten einfach Löcher entstehn. Witzbolde haben schon vorgeschlagen, weite Strecken unserer sogenannten Stellung mit russischen Schildern zu versehen, Aufschrift: Weitergehn verboten! Denn Soldaten sind keine da. Langsam u. sicher wird unsere Truppe zerrieben, so weit sie es durch diese Kämpfe nicht schon ist. Die Kommandeure rechnen mir vor: noch 3 Wochen, dann melde ich: 0 Soldaten! So sieht es hier aus.

Man hofft aber an oberster Stelle, daß es weiter gut geht, nachdem es 4 Monate im allgemeinen so gegangen ist. Dabei ist im Augenblick das Artl. Feuer fast pausenlos geworden, so daß mein Haus zittert und die Fenster klirren. Zu alledem ist nun auch durch Nässe unsere Rollbahn völlig zusammengebrochen. Auf 102 km Länge ist aus einer Chaussee ein grundloser Morast geworden. Jeder Verkehr mußte gesperrt werden seit 3 Tagen. Niemand kommt mehr durch, Kraft- u. Pferdewagen bleiben einfach stecken, bis über die Räder im Schlamm.

¹⁹³ Der Chef des Stabes der 4. Armee, Generalmajor Blumentritt, war am 18. 1. 1942 zum Oberquartiermeister I im Generalstab des Heeres ernannt worden.

(67) *Kriegsbericht an seine Familie, 8. Mai 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 1–3)*

Tausende von Gefangenen, Landeseinwohnern, Bausoldaten versuchen [die Rollbahn] durch Knüppeldamm zu halten. Aber sie können nur Flickwerk leisten. [...] Die Nässeperiode, vielleicht auch die Erwartung eines großen deutschen Angriffs, hat in diesen Tagen die russische Angriffstätigkeit abflauen lassen, zum ersten Mal seit jenem 11. Dezember. 6 Monate fast, ununterbrochen, flutete Angriff auf Angriff gegen unsere Linien. Immer wieder und immer von neuem, wie die Wellen des Meeres gegen das Ufer, liefen die Russen gegen unsere Stellungen an. Leichenfelder liegen an den Hauptbrennpunkten der Kämpfe. Zum Ausgleich der Verluste pumpte der Russe immer neuen Ersatz in seine zusammengeschossenen Verbände. Immer wieder wurden sie, gestern erst aufgefüllt, heute bereits wieder vorgejagt. Waren sie wiederum zusammengeschossen, so traten neue Divisionen an ihre Stelle. Das Spiel ging weiter. Der Winter, vom Russen als sein Verbündeter angesprochen, erwies sich in mancher Beziehung doch auch als sein Feind. Denn durch mindestens knietiefen, meist aber bis zum Bauch reichenden Schnee gegen Maschinengewehr angehen ist, solange sie schießen, ein kostspieliges Unternehmen, das Ströme von Blut fordert. Das haben wir selbst, wo wir nach Lage der Dinge zum Angriff gezwungen waren, ebenfalls gemerkt. Vor allem haben uns aber 2 Dinge geholfen, die Lage im Winter zu halten: unsere Artillerie und die Überlegenheit in der Luft. [...] Nur mit solcher Unterstützung konnte sich unsere dezimierte Infanterie halten. Sonst hätten wir uns nicht durchgesetzt. Aber für alle, die diesen Winter durch gemacht haben, war er eine ungeheure Nervenbelastung. Bei der Truppe giebt es ja nur noch verschwindend wenige, die vom 22. Juni ab bis heute übrig geblieben sind. Aber auch in den höheren Stäben wissen die Leute, was sie gemacht haben. Denn für viele, darunter auch für mich, war ja die Zeit vom Feldzugsbeginn bis heute eine ununterbrochene Dauerschlacht, ohne Ablösung, ohne Urlaub, ohne Ruhe. Im 1. Weltkriege gab es ähnliches nicht. Es gab aber auch nicht derartige Krisen Lagen, wie sie heute fast zum Normal Zustand geworden und doch wie durch ein Wunder stets gemeistert worden sind. Wer einmal erfahren wird, mit was für schwachen Kräften, gegen welche Schwierigkeiten, unter was für Zuständen, wird über diese Leistung vielleicht doch erstaunt sein. Uns selbst aber verwundert garnichts mehr.

(68) *Brief an seine Frau, 12. Mai 1942 (BA-MA, N 265/156, Bl. 48)*

Ich bin u. fühle mich richtig elend und kaput. Anfang Juni soll ich nun auf Urlaub gehen, etwa um den 10. herum¹⁹⁴. Am liebsten täte ich es gleich. Ich bin so am Ende, so wenig befriedigt, so mißmutig, so zerrieben zwischen dem Mißverhältnis der Anforderungen von oben und den tatsächlichen Verhältnissen, daß ich innerlich ganz kaput bin. Ich habe weder körperliche Bewegung, rauche viel zu viel und richte mich körperlich halbwegs zu Grunde. Der ganze Kram hier ist nicht schön.

¹⁹⁴ Heinrici übergab am 10. 6. 1942 vorübergehend den Oberbefehl an General der Infanterie Hans von Salmuth und nahm einen längeren Kururlaub in Deutschland, aus dem er am 20. 7. 1942 auf seinen Posten zurückkehrte.



Gefangennahme sowjetischer Partisanen

(Quelle: Bundesarchiv Bild 101 III-Niquille-085-10)